



Leseprobe

Neal Stephenson

Termination Shock Roman

»Ein klassischer Stephenson: intelligent, düster und auf kühne Weise spekulativ. Neal Stephenson ist einer der größten Science-Fiction-Autoren unserer Zeit.«
Publishers Weekly

Bestellen Sie mit einem Klick für 32,00 €



Seiten: 1008

Erscheinungstermin: 15. November 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Welt in Gefahr: ein brandaktueller Thriller um den Klimawandel – und unsere mögliche Rettung.

In einer Welt der nahen Zukunft hat der Treibhauseffekt zu einer wirbelnden Troposphäre mit Superstürmen, Überschwemmungen und gnadenloser Hitze geführt. Der globale Kollaps scheint unausweichlich, der Anstieg des Meeresspiegels ist nicht mehr aufzuhalten. Doch dann stellt ein texanischer Milliardär die Mittel für ein spektakuläres Projekt bereit, das die globale Erwärmung stoppen könnte. Aber wird es funktionieren? Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt, der über das Schicksal der gesamten Menschheit entscheiden wird. Ein mitreißender, apokalyptischer Roman, erzählt von einem der visionärsten Autoren unserer Zeit.



Autor

Neal Stephenson

Neal Stephenson gilt als eines der größten Genies der amerikanischen Gegenwartsliteratur.

»Cryptonomicon«, seine Barock-Trilogie sowie »Anathem«, »Error«, »Amalthea« und das mit Nicole Galland verfasste Werk »Der Aufstieg und Fall des D.O.D.O.« sind ebenso wie sein letzter Roman »Corvus« internationale Bestseller. Er lebt in Seattle, Washington.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»Termination Shock« bei William Morrow, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2023
Copyright © der Originalausgabe 2021 by Neal Stephenson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Nikolaus Stingl

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © FinePic®, München

KN · Herstellung: ast

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31681-6

www.goldmann-verlag.de

Für A. L.

If it keeps on rainin', levee's going to break
If it keeps on rainin', levee's going to break
And the water come in, have no place to stay ...
I works on the levee, mama both night and day
I works on the levee, mama both night and day
I works so hard, to keep the water away

KANSAS JOE MCCOY AND MEMPHIS MINNIE

Texas

Die Luft von Houston war zu heiß, um Flugzeuge zu tragen. Zwar hätte die Maschine der Königin durchaus dort *landen* können, bedenkt man, dass sie während des Flugs von Schiphol zehntausend Kilo Treibstoff in Kohlendioxid umgewandelt und in die Atmosphäre geblasen hatte. Wieder aufgetankt, konnte sie jedoch nicht sicher abheben, solange die Hitzewelle nicht gebrochen war. Und was sie brechen würde, war ein Hurrikan.

Unter Anweisung von Fluglotsen begannen Frederika Mathilde Louisa Saskia – so lautete nämlich der Vorname der Königin – und ihr Co-Pilot, ein Hauptmann der Königlich Niederländischen Luftwaffe namens Johan, den Düsenjet durch eine Reihe von Manövern zu führen, die ihren Höhepunkt in Waco finden würden.

Nun war Waco für sie vielleicht nicht die allerbeste Wahl, sich deswegen herumzustreiten jedoch zwecklos. Der Privatjet, mit sieben Personen gut besetzt, flog höher und schneller als Linienflugzeuge. Mit über fünfhundertzwanzig Knoten war er durch die untere Stratosphäre gesaust und schon fast im Begriff gewesen, in den Sinkflug Richtung Houston zu gehen, als sie die Nachricht von der Unzulänglichkeit der

dortigen Luft erhalten hatten. Eine Entscheidung musste getroffen werden, die nicht unbedingt die bestmögliche zu sein brauchte.

Nach Aussage von texanischen Stimmen über Funk und von Willem, der mit dem, was er über die Datenverbindung des Jets herausgefunden hatte, nach vorne ins Cockpit kam, war in den letzten paar Stunden ein Unwetter über Waco hinweggefegt und hatte die Temperatur auf nur noch 45 Grad Celsius sinken lassen. Oder 113, nach der US-Temperaturskala. So niedrig jedenfalls, dass man sie wenigstens in der Tabelle wichtiger Zahlen nachschauen konnte, die der Hersteller drei Jahrzehnte zuvor bei der amtlichen Abnahme dieses Flugzeugtyps berechnet hatte. Nie wäre es diesen Leuten in den Sinn gekommen, dass es einmal so heiß werden könnte wie an diesem Tag in Houston, und deshalb verzeichnete die Tabelle so hohe Temperaturen gar nicht.

Wacos Flughafen würde ihnen alles bieten, was sie wirklich brauchten. Er hatte zwei v-förmig angeordnete Landebahnen. Die aktuell vorherrschenden Winde schrieben eine Landung auf der westlicheren der beiden in Richtung Süden vor. Die Fluglotsen sagten ihnen, was sie tun sollten. Und das taten sie.

Diese Männer waren vollauf damit beschäftigt, mit einer großen Zahl von Flugzeugen – zumeist Passagiermaschinen – zu jonglieren, deren Hoffnung auf eine Landung in Houston ebenfalls geplatzt war. Die meisten von ihnen brauchten größere Flughäfen, und deshalb erschien es nicht angebracht, mit ihnen darüber zu streiten, ob Waco perfekt war. Der Funkverkehr konnte von jedem, der ein Funkgerät hatte, mitgehört werden. Er wurde aufgezeichnet. Es war ziemlich wichtig, dass

Saskia und ihre Crew keinen Staub aufwirbelten, nicht die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die Königin war von Kindheit an dazu erzogen worden, nie den Anschein zu erwecken, als würde sie königliche Vorrechte beanspruchen. Das zu tun wäre nämlich *unholländisch* gewesen, Wasser auf die Mühlen der Anti-Royalisten. Lennert, ihr Sicherheitschef, freundete sich gerade mit dem Gedanken an, dass Waco in Ordnung sein würde. Es gab einen Hangar, der für Maschinen wie diese geeignet war. Willem hatte bereits Hotelzimmer gebucht und sich nach einer Autovermietung erkundigt.

Sie brauchte nichts anderes zu tun, als das Flugzeug auf den Boden zu bringen. Darin war sie gut. Und selbst wenn nicht, Johan schaffte das auch ganz ohne ihre Hilfe.

Neben Königswürde und Reichtum hatte sie von ihrem Vater das merkwürdige Hobby des Fliegens von Düsenmaschinen geerbt. Obwohl er König war, hatte er nebenher als Pilot für die KLM – Koninklijke Luchtvaart Maatschappij –, die königliche Luftfahrtgesellschaft, gearbeitet, deren Logo tatsächlich eine Krone war. Wie Papa ihr vor langer Zeit erklärt hatte, gab es einen Grund, warum er Pilot geworden war: Wenn er am Steuer saß, hatte er nicht nur die Gelegenheit, sondern die heilige Pflicht, sich voll und ganz auf die Maschine zu konzentrieren, die ihn und seine Passagiere am Leben hielt.

Zwei Dinge hatte die kleine Prinzessin Frederika Mathilde Louisa Saskia an dieser Aussage damals nicht verstanden.

Das Erste (offensichtlichere): Da Mama und Papa versucht hatten, sie zu so etwas Ähnlichem wie einem normalen Menschen zu erziehen, hatte sie erst viel später verstanden, und wie viele Anforderungen die Krone an einen stellte. Jetzt wusste sie das sehr gut.

Das Zweite (das ihr erst vor Kurzem aufgegangen war): »Die Maschine, die ihn und seine Passagiere am Leben hielt«, war eine Metapher für die Niederlande: ein hochentwickeltes Gerät, das, wenn nicht permanent die richtigen Knöpfe betätigt wurden, eine Menge Niederländerinnen und Niederländer töten würde.

Während des Sinkflugs und der Vorbereitungen zur Landung verspürte sie am Steuer eines Flugzeuges ein Gefühl von Freiheit und geistiger Klarheit. Es ging ausschließlich darum, die Steuerungselemente so zu bedienen, dass bestimmte Zahlen innerhalb bestimmter Bereiche blieben. Unmittelbar vor dem Aufsetzen auf der Landebahn in Waco musste der Jet seine Geschwindigkeit auf eine VREF (Referenzgeschwindigkeit) genannte Zahl reduziert haben. Diese variierte je nach Temperatur, Flugzeuggewicht und Landebahnbeschaffenheit; berechnen konnte man sie in jedem Fall anhand dieser dreißig Jahre alten Tabellen, und es gab bekannte Verfahren, um die Geschwindigkeit der Maschine auf diese Zahl hinunterzubringen.

Gleichzeitig mussten sie die ganze Troposphäre – die Luft­hülle um die Erde, in der das Wetter sich ereignete – senkrecht nach unten durchdringen, bis die Zahl auf dem Höhenmeter mit der Höhe von Waco übereinstimmte. Auch dafür gab es bekannte Verfahren, die alle in Abstimmung mit den Wendemanövern erfolgen mussten, die von den gestressten texanischen Fluglotsen diktiert wurden. Die Bedienung der Steuerelemente zur systematischen Erreichung dieser Ziele, die knappen, prägnanten, aber äußerst ruhigen Dialoge mit Johan und den Stimmen über Funk, all das zusammen versetzte sie in einen Zustand, den die Holländer als normal mit

Betonung auf der zweiten Silbe bezeichneten. Etwas völlig anderes als das englische »NORmal«.

»NorMAL« erklären zu wollen, würde ein ganzes Buch füllen, aber das Wichtigste daran war, dass »NorMAL«, wenn man zufällig zur holländischen Königsfamilie gehörte, genau das bezeichnete, was *nicht* zu sein die Königsfamilie ständig verdächtigt wurde, und so war alles wünschenswert, was einen norMAL machen konnte; da man das aber auch mühelos vortäuschen konnte, funktionierte es am besten mit einer Tätigkeit, die einen umbringen würde, wenn man Fehler machte.

Wenn man, wie sie es als kleines Mädchen bekanntlich getan hatte, mit dem Fahrrad zur Schule fuhr, konnte man davon ausgehen, dass Hasser das als reine Publicity bezeichnen und jeden verspotten würden, der so naiv war, darauf hereinzufallen. Doch selbst die erbittertsten Gegner der Monarchie konnten nicht leugnen, dass der König oder die Königin dieses Flugzeug tatsächlich gelandet hatte und dass sie, wenn es nur ein vorgetäushtes Manöver gewesen wäre, jetzt tot wären. Überdies war das nichts, was auch ein Affe fertiggebracht hätte. Selbst ein Mitglied des Königshauses konnte keine Pilotenlizenz bekommen, ohne sich zuvor eine ganze Menge Mathematik, Physik, Ingenieurwissenschaft und Meteorologie anzueignen. In grauer Vorzeit hatten Könige der Welt gezeigt, dass sie es ernst meinten, indem sie sich ein Schwert umschnallten und in den Krieg ritten, wo sie ihr Leben riskierten. Sich hinters Steuer eines Flugzeuges zu setzen und dessen Nase auf die Startbahn auszurichten, kam diesem öffentlichen Blutschwur so nah, wie es in der modernen Welt nur möglich war.

Ihr Stab dachte an Einzelheiten, an die sie nicht gedacht hatte – und angesichts ihrer derzeitigen Verpflichtungen nicht hatte denken müssen. Es war ein begreiflicher Irrtum, sich Waco als kühl vorzustellen, nur weil es nicht so heiß wie Houston war. In Wahrheit würde sich das Flugzeug jedoch in einen Ofen verwandeln, kaum dass es auf dem Boden aufsetzte. Es zu verlassen würde die Sache nicht viel besser machen; ob drinnen oder draußen, es war nur eine Frage der Zeit, bis sie alle einen Hitzschlag erlitten. Sie brauchten also einen Plan, um die Maschine und ihre Insassen innerhalb von Minuten nach dem Aufsetzen zumindest in den Schatten und vorzugsweise in eine klimatisierte Umgebung zu bringen. Natürlich hatten sie aufgeladene und einsatzbereite Earthsuits im Frachtraum, aber der Gedanke, sie schon so früh herauszuholen, erschien ihnen überängstlich und amateurhaft.

Sie musste dieses Ding einfach nur auf den Boden bringen, und es gab keinen ersichtlichen Grund, warum das schwierig sein sollte. Der Hurrikan, der Houston bedrohte, war Hunderte Kilometer entfernt über dem Golf. Als Folge des vorgegangenen Unwetters war die Luft böig, aber nichts, was sie am holländischen Himmel nicht schon viele Male gemeistert hatte. Es war ein heller Tag, ungefähr sechzehn Uhr. Der von den Fluglotsen diktierte spiralförmige, lang gezogene Sinkflug bot ihr einen guten Blick über den Großraum Waco. Flach und grün lag er da. Nicht so flach wie zu Hause. Das hier war aber eine Landschaft, die, soweit das Auge reichte, durch nichts Hügelartiges verkompliziert wurde. Das Grün war dunkler als das der holländischen Weiden und Felder – viel Wald und Gestrüpp.

Allmählich konnte sie mehr erkennen. Sie bekamen eine Position für die Landebahn zugewiesen, die immer noch zu weit entfernt war, als dass man sie deutlich hätte sehen können. Jenseits des Flughafens lag die Stadt selbst, von der nur ein paar Gebäude und Türme aus etwas herausragten, was wie ein gut gepflegter Baldachin aus Schattenbäumen aussah. Es gab viele Parks. An den Rändern der Stadt wurde es grauer – vielleicht Neubaugebiete mit noch jüngeren Bäumen? Gleich rechts von ihrem Kurs lag ein großer, von der offenen Rasenfläche des Flughafens durch einen genoppten Vegetationsteppich abgeschirmter See, dessen Dunkelgrün schon fast schwarz wirkte. An der Form des Sees konnte sie erkennen, dass er künstlich angelegt war. Als Holländerin folgte sie mit dem Blick unwillkürlich der Uferlinie, bis sie den langen, geraden Abschnitt entdeckte, bei dem es sich um den Damm handeln musste. Es war ein niedriges Bauwerk aus Erde, durchbohrt von einem Überlauf, nicht weit vom Ende der Landebahn entfernt.

Diese Eindrücke ergaben sich während der rund zehn Minuten, die es brauchte, um den Jet zu landen, auf eine fast unterbewusste Weise. Zu tun gab es in dieser Zeit erstaunlich wenig. Sie und Johan hatten die Maschine so getrimmt, dass ihr Gewicht größer war als der von ihren Tragflächen erzeugte Auftrieb; dadurch verlor sie, den Gesetzen der Physik folgend, auf stetige und vorhersehbare Weise an Höhe. Die Fluggeschwindigkeit sank langsam an zweihundert Knoten vorbei in Richtung VREF, die heute bei einhundertsebenunddreißig Knoten lag. Bald würden sie die Landeklappen ausfahren. Saskias Blick huschte im Kreis über einige wichtige Kennzahlen. Es war eine alte Maschine. Viele der

Steuerelemente waren mechanische Schalter, eingelassen in Bedienfelder aus schwarzem Bakelit mit erhabenen weißen Buchstaben, ganz alte Schule. Die wichtigen Sachen in der Mitte befanden sich jedoch im »Glascockpit«, wie Piloten es nannten: herrliche, farbenprächtige Bildschirme mit virtuellen, nachträglich in das alte Armaturenbrett eingebauten Instrumenten. Ihre Augen wussten, wo die wirklich wichtigen Zahlen zu finden waren – Fluggeschwindigkeit, Flughöhe, Querneigung, Längsneigung, Gierung.

Wichtig war aber auch der Blick durch die Windschutzscheibe auf die reale Welt. Eine kleine einmotorige Maschine landete weit vor ihnen und rollte aus dem Weg. Hier und da blitzte das Land unversehens auf. Das sahen sie zu Hause ständig. Es gab lokale Überschwemmungen. Nicht genug, um große Gebiete zu überfluten, aber ausreichend, um stellenweise für stehendes Wasser zu sorgen, das die flache Landschaft dort, wo es nur langsam abfloss und der Boden gesättigt war, wie glasiert aussehen ließ. Als in eine dieser Lachen Sonnenstrahlen fielen, wurde sie kurz von deren Licht geblendet. Der Flughafen schien jedoch gut entwässert zu sein – vor Pfützen auf den Start- und Landebahnen hätte der Tower sie gewarnt. Die Landebahn war jetzt gut sichtbar, direkt vor ihnen, genau da, wo sie sein sollte, mit feuchten Flecken, aber nicht nass. Der Endanflug führte sie tief über eine Wohnsiedlung. Der größte Teil des Flughafens erstreckte sich links der Landebahn. Rechts davon befand sich zwischen ihr und einem Sicherheitszaun nur ein schmaler Grasstreifen. Unmittelbar außerhalb von und parallel zum Zaun verlief eine zweispurige Straße. Sie bildete die Grenze eines dunklen, bewaldeten Gebiets, das sich ein oder zwei Kilometer

weit zum gewundenen Ufer des Sees hin erstreckte. An manchen Stellen war der Wald mit kleinen Eruptionen dunkelroter Erde und an anderen mit blauen Rechtecken gesprenkelt – über provisorische Camps geworfene Planen.

Faszinierend fand sie immer dieses langsame, unausweichliche Heranzoomen. Zwanzig Minuten zuvor wäre es ihr noch schwergefallen, unter dem blauschwarzen Gewölbe der Stratosphäre den Großraum Waco auszumachen, doch jetzt, während sie hundert Meter an Höhe verloren, konnte sie in den Gärten hinter den Häusern blaue Swimmingpools erkennen – ein hellerer Blauton als der der Planen im Wald. Kinder – vermutlich besser dran als die unter den Planen – kühlten sich nach der Schule mit einem Sprung ins Wasser ab. Für einen Moment schweifte sie innerlich zu ihrer eigenen Tochter ab, doch dann schob sie den Gedanken an Lotte erst einmal beiseite und kontrollierte stattdessen zum hundertsten Mal die Instrumente. Bewegung rechts der Landebahn sorgte für einen kurzen Moment der Angst, bis sie sah, dass es nur ein Pick-up war, der die aufgebrochene und mit Pfützen bedeckte zweispurige Straße jenseits der Flughafenumzäunung entlangfuhr. Aus irgendeinem Grund leuchteten seine Bremslichter auf. Das ging sie nichts an.

Am näher gelegenen Ende der Landebahn ließen sie den Zaun hinter sich. Jegliche Besorgnis über die Korrektheit von Geschwindigkeit, Höhe, Anstellwinkel, die sie in den letzten Sekunden des Flugs verspürt haben mochte, wurde dadurch zerstreut, dass Johan vollkommen entspannt war. Sie verstanden sich blind. Jetzt brauchten sie nur zu warten, bis jeden Moment die Reifen das Rollfeld berührten und das Flugzeug zu einem ausgesprochen teuren und schwer-

fälligen Auto wurde. Die hohe Position der Windschutzscheibe machte es zusammen mit der leichten Hochnäsigkeit der Maschine unmöglich, die Landebahn direkt vor ihnen zu sehen. Dieser Jet war jedoch mit einer Videokamera im Flugzeugboden ausgestattet, mit deren Hilfe sie das, was unter ihnen war, auf einem kleinen Bildschirm in der Instrumententafel zwischen den Sitzen des Piloten und des Co-Piloten sehen konnten. Normalerweise ignorierte sie ihn während der Landung, denn er zeigte nie etwas anderes als sauberen, hindernisfreien Asphalt. Nun hörte sie jedoch entsetzte Schreie von Leuten, die hinten in der Kabine auf der rechten Seite saßen und offenbar gerade etwas Unglaubliches erblickt hatten. Unglaublich und nicht gut. Sie ließ die Tür zum Cockpit gerne offen, damit neugierige Passagiere durch den Gang nach vorne und dort hinausblicken konnten; jetzt klang es aber so, als sähen sie etwas, das *sie selbst* nicht sehen konnte.

Sie begann, sich gerade zu fragen, ob sie den Landevorgang abbrechen sollten, als sie eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Bildschirm bemerkte.

Sie blickte gerade lange genug darauf, um eine Art dunkle aufgewühlte Masse aus vierbeinigen Kreaturen unmittelbar unter dem Flugzeug zu sehen, die von rechts nach links ihren Weg kreuzten.

Die Maschine ruckte heftig nach rechts. Das rechte Fahrwerk unter der Tragfläche war gegen etwas gestoßen, das dort nicht hätte sein dürfen. Sie hatten noch nicht aufgesetzt, und die Räder hatten folglich noch keinen Halt auf dem Boden. Die Nase schwenkte heftig nach rechts und senkte sich gleichzeitig, wodurch das vordere Fahrwerk in einem un-

günstigen Winkel auf dem Asphalt aufkam – und gleich darauf weitere Hindernisse auf der Landebahn rammte.

Sie fuhren mit VREF, die in der in Texas gebräuchlichen Maßeinheit bei etwa hundertsechzig Meilen pro Stunde lag. Der Asphalt hob sich ihnen entgegen. Das Flugzeug bewegte sich mindestens ebenso sehr seitwärts wie vorwärts – und rutschte dabei so heftig, dass sie den Blick nicht auf die Instrumente fokussieren konnte. Der Kamerabildschirm war weitgehend rot geworden, das Kameraobjektiv also entweder mit Blut oder mit Hydraulikflüssigkeit bespritzt. Wo der Bildschirm nicht rot war, war er von einem verschwommenen rasenden Grün. Nein, es war die Farbe des Himmels. Nein, wieder Grün. Sie wurde in ihren Sicherheitsgurt geworfen. Im Inneren der Maschine herrschte ein polterndes Durcheinander aus herumfliegendem Gepäck. Irgendein Flugzeugteil – die Spitze einer Tragfläche? – musste sich in den aufgeweichten Boden gebohrt haben. Jetzt blieb der Maschine nichts anderes übrig, als von diesen hundertsechzig Meilen pro Stunde herunterzukommen, indem sie die Landschaft zerstörte.

Schweine! Ihr Verstand hatte eine Weile gebraucht, um die vierbeinigen Tiere zu identifizieren, die bei ihrer wilden Jagd über die Landebahn für einen Moment auf dem Kamerabildschirm erschienen waren. Es waren Schweine. Eher Schwarzwild als landwirtschaftliche Nutztiere. Das war eine im Moment völlig nutzlose Tatsache, die ihr Gehirn da lieferte, während sie diagonal über das Gras schlingerten und rutschten und eine komplizierte Beziehung mit dem Maschendrahtzaun eingingen.

Und dann war das Flugzeug glücklicherweise zum Stehen

gekommen. Heiße Luft legte sich auf ihr Gesicht; der Flugzeugrumpf war beschädigt. Es roch nach Kerosin, weshalb sie den starken Impuls verspürte, sich abzuschnallen. Prompt ließ die Schwerkraft sie auf Johan landen, der nicht so schnell in Bewegung kam. Ihm rann Blut übers Gesicht und tropfte von seinem Ohr. Es stammte aus einer unter seiner rotblonden Augenbraue deutlich sichtbaren Platzwunde. Dieses Auge war geschlossen, das andere jedoch offen, und die Pupille bewegte sich, wenn auch wie bei einem Betrunkenen. Seine Arme und Beine rührten sich. Höchstwahrscheinlich eine Gehirnerschütterung. Saskia löste seinen Sicherheitsgurt.

Das Cockpit zu verlassen, war unglaublich schwierig, denn die Schwerkraft ging in die falsche Richtung. Da galt es, wie ein Bergsteiger zu denken und sich Halt für Füße und Hände zu suchen. Eine starke Hand umfasste ihr Handgelenk und zog sie aus einer engen Stelle heraus: Lennert, der sich vergewissern wollte, dass seine Königin noch lebte. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, richtete er sein Augenmerk auf die Tür, die sich mehr oder minder über ihnen befand. Obwohl er auch hier die Schwerkraft gegen sich hatte, gelang es ihm, gestützt von seiner Königin auf der einen und seiner Stellvertreterin Amelia auf der anderen Seite, den Griff zum Öffnen der Tür zu erreichen. Saskia hatte Angst, dass sie vielleicht nicht aufgehen würde, aber die Tür, die das Flugzeug von seiner Struktur her in zwei Hälften teilte, musste absurd fest und steif sein. Lennert gelang es, den Hebel zu betätigen und die Tür mit einem kräftigen Fußtritt in Bewegung zu versetzen. Sie klappte auf und offenbarte einen leicht bewölkten blauen Himmel. Er legte beide Hände an den Türrahmen, zog und schob sich

hinauf und hinaus, hockte sich auf den Rumpf neben der Türöffnung und blickte sich um. Er hatte die Sonne im Gesicht, das plötzlich feucht war. So schnell konnte der menschliche Körper schwitzen – das war Feuchtigkeit aus der Luft, die auf seiner relativ kühlen Haut kondensierte.

Saskia kämpfte bereits gegen den Impuls, mit einem Satz durch diese Türöffnung zu springen. Dabei musste sie doch die Letzte sein, die das Flugzeug verließ. Johan würde eine Weile zum Aussteigen brauchen, und andere im hinteren Teil hatten möglicherweise noch schlimmere Verletzungen.

Doch Lennert machte seinen nächsten Schritt mit einer für ihn untypischen Zögerlichkeit. Was er da sah, gefiel ihm nicht; er war sich keineswegs sicher, dass es besser war, aus dem havarierten Flugzeug auszusteigen, als drinzubleiben. Seine rechte Hand glitt an seinem Gürtel nach hinten, hielt dann inne. Wenn sie sich in der Öffentlichkeit bewegten, trug er, bedeckt von einem über der Hose getragenen Hemd, in einem Holster im Kreuz eine Pistole. Irgendein Instinkt hatte ihn dazu veranlasst, nach ihr zu greifen. Sie war jedoch nicht da. »Hol meine Tasche«, sagte er zu Amelia. Damit meinte er die kleine Schultertasche, die seine Waffe und anderes Handwerkszeug seiner Branche enthielt. »Ich werde mich mal ein wenig umsehen, *mevrouw*«, erklärte er. »Es gibt zwar keine Anzeichen für Feuer, aber Sie sollten sich darauf vorbereiten, rasch auszusteigen.« Dann verschwand er aus ihrem Blickfeld, während er nach einer Möglichkeit suchte, sich an der gewölbten Seite des Flugzeugrumpfs hinunterzulassen.

Amelia durchwühlte herumliegendes Gepäck nach Lennerts Tasche. Das war ein zeitraubendes Unterfangen, denn die Tür im hinteren Teil, die zum Frachtraum führte, war

irgendwann aufgebrochen, und das Gepäck hatte sich überall verteilt. So lag der Königin zum Beispiel ein blaues Bündel von etwa der Größe eines typischen Flugzeugtrolley im Weg. Das war einer der Earthsuits. Sie hievte ihn hoch über den Kopf und schob ihn zur Tür hinaus auf den Rumpf. Genauso verfuhr sie anschließend mit irgendjemandes Rolltasche. Irgendjemandes Rucksack. Einem zweiten Earthsuit. Lennerts Schultertasche fand sie jedoch nicht, ebenso wenig wie Amelia.

Es gab noch drei weitere Personen. Willem versuchte, Fenna zu beruhigen, deren Job es war, dafür zu sorgen, dass die Königin sich nie Gedanken über ihre Frisur, ihr Make-up oder ihre Kleidung zu machen brauchte und dennoch gut genug aussah, um sich nicht der Lächerlichkeit preiszugeben. Fenna zeichnete persönlich für die Tatsache verantwortlich, dass die fünfundvierzigjährige Frederika Mathilda Louisa Saskia in der Regenbogenpresse gelegentlich als attraktiver beschrieben wurde, als sie tatsächlich war. Und (angesichts der Tatsache, dass sie Witwe war) als »gute Partie«, was immer das heißen sollte. Fenna beherrschte also ihren Job. Flugzeugabstürze dagegen waren definitiv nicht ihr Ding.

Und schließlich Alastair, der einzige Nicht-Holländer hier. Schotte mit Wohnsitz in London, wo er eine Art mathematikbasierte Risikoanalyse betrieb. Er saß, immer noch angeschnallt, schief in Richtung hinterer Kabinenteil und blickte geistesabwesend aus einem Fenster. Für einen Risikoanalytiker befand er sich in einer ausgesprochen interessanten Position.

Alastair drehte den Kopf, um irgendeine Entwicklung draußen zu verfolgen, und sah sich dann nach den ande-

ren um. Die Einzige, die seinen Blick erwiderte, war die Königin, und so räusperte er sich und sagte nüchtern zu ihr: »Draußen ...«

»... sind Schweine«, ergänzte sie. »Ich weiß.«

»Ich wollte sagen: ... ist ein Alligator.«

»Oh!«

»Oder vielleicht ein Krokodil? Ich kann nicht ...«

Sie wurden dadurch unterbrochen, dass Lennert ein Geräusch irgendwo zwischen Gebrüll und Aufschrei, tendenziell aber eher Letzteres, von sich gab. Falls es überhaupt Wörter enthielt, dann wohl so etwas wie »Geh weg!« oder »Geh zurück!«, ungefähr so wie Menschen zu Tieren sprachen. Doch dann heulte er in einer Mischung aus Erstaunen und wachsendem Entsetzen und Schmerz auf.

Amelia hatte endlich seine Tasche gefunden und die Pistole herausgeholt. Sie wankte den schiefen, mit Gepäckstücken übersäten Gang hinauf. Doch als sie gerade an der Tür ankam, ertönten von draußen Schüsse.

Die Königin hatte als Teil ihrer königlichen Pflichten genug Zeit im Zusammenhang mit Waffen verbracht, um zu wissen, dass das keine Pistole war. Es klang nach der erschreckend eindrucksvollen Feuerkraft eines Gewehrs, und da die Schüsse so schnell hintereinander kamen, handelte es sich vermutlich um eine halbautomatische Waffe. Ein Sturmgewehr.

Amelias Familie war aus Surinam gekommen. Zu ihren Vorfahren zählten Afrikaner, Holländer, Westinder und Ostinder. Sie war Teil der holländischen Olympiamannschaft im Judo gewesen, und ihr Körperbau wurde oft mit dem der amerikanischen Tennisspielerin Serena Williams verglichen. In der

Flugzeugkabine schien sie eine Menge Platz einzunehmen. Und dennoch schnellte sie jetzt wie eine zwölfjährige Turnerin nach oben durch die Tür und fand eine Position auf dem Rumpf, von der aus sie sehen konnte, was vor sich ging. Die Pistole lag in ihrer Hand, und sie visierte über Kimme und Korn, während sie die Waffe hierhin und dorthin schwenkte. Nachdem sie jedoch für eine Weile die Situation um sich herum in Augenschein genommen hatte, ließ sie die Pistole sinken und sah genauso verblüfft aus wie zuvor Lennert.

Aus kurzer Entfernung sprach eine Männerstimme Amelia an. »Habt ihr einen Verbandskasten da drin? Er braucht einen.« Dann, nach kurzer Pause: »Moment mal. Warten Sie mal kurz.«

Zwei weitere Gewehrschüsse ertönten.

»Verdammte Alligatoren«, sagte der Mann. »Verdammtes Flugzeug. Entschuldigen Sie meine Sprache. Mit dem alten Schnauz da drüben hab ich noch ein Hühnchen zu rupfen. An Ihrer Stelle würde ich Ausschau nach weiteren Schweinen halten, das Blut wird sie anlocken.«

Während dieser kuriosen Rede hatte Frederika Mathilde Louisa Saskia ein weiteres Earthsuit-Bündel in den freien Raum unterhalb der offenen Tür gezerrt und benutzte es jetzt als Trittstufe, sodass sie wenigstens mit Kopf und Schultern in die Türöffnung ragte.

Dort gab es viel zu sehen. Sie versuchte, sich auf das ihr am nächsten Liegende zu konzentrieren. Direkt unter ihr lehnte Lennert, lebendig und bei Bewusstsein, aber vermutlich unter Schock, am Rumpf des Flugzeuges. Neben ihm lag ein totes Schwein – ein echtes Wildschwein, wahrscheinlich genauso schwer wie Lennert, mit blutigen Hauern, die seit-

lich aus seinem Kiefer ragten. In schwachen Stößen sickerte Blut aus einem Loch – vermutlich ein Einschussloch – in seinem Brustkorb. Eine Menge Blut hatte auch Lennert verloren, der sich am inneren Oberschenkel eine schwere Wunde zugezogen hatte. Oberhalb davon, praktisch in seiner Leiste, legte ihm der Mann, der zuvor gesprochen und geschossen hatte, gerade eine Aderpresse an. Ausgehend von seinem gedehnten, näselnden Englisch hatte sie erwartet, einen Weißen zu sehen, aber er hatte braune Haut mit dunklen Haaren und dunklen Augen. An den Seiten schimmerte sein Kopf von Stoppeln, aber aus einem breiten Streifen, der über die Mitte seines Schädels verlief, sprossen grau melierte Dreadlocks. Er hatte einen Dreitagebart und machte einen erhitzten und müden Eindruck. Über seiner Schulter hing eine AK-47. Vor Kurzem hatte er noch ein Bowiemesser mitsamt Scheide am Gürtel hängen gehabt; den Gürtel hatte er jedoch gelöst, um damit die Aderpresse anzulegen, die er jetzt mithilfe des Messers mitsamt der Scheide anstelle eines Stocks festzog. Er erwiderte Saskias Blick und nickte. »Das Messer hol ich mir später wieder, Ma'am«, sagte er, während er sich von ihnen abwandte, um die ganze Umgebung zu überblicken.

Ein weiteres – nicht so großes und nicht mit solchen Hauern versehenes – Schwein kam, wie der Mann prophezeit hatte, offenbar vom Blut angezogen, grunzend und schnüffelnd von der anderen Seite des Flugzeuges herüber. Der Mann war noch dabei, seine Kalaschnikow abzunehmen, da ertönte ein Knall, der die Königin auf einem Ohr fast taub machte. Sie blickte gerade rechtzeitig zu Amelia auf, um zu sehen, wie sie einen zweiten Schuss auf das Schwein

abfeuerte. Das Tier kippte um und rührte sich bis auf einige ruckartige, vom durcheinandergeratene Nervensystem verursachte Beinbewegungen nicht mehr. Der Mann drehte sich halb um und bedachte Amelia mit einem Kopfnicken. »Der Doppelschuss war genau die richtige Aktion, Sister«, bemerkte er in einem weltmüden, aber angenehmen Ton und kehrte ihnen wieder den Rücken zu. Als er dann aber links von ihnen etwas bemerkte, wandte er sich noch einmal kurz an sie und merkte an: »Das Triebwerk dahinten brennt.« Die Lässigkeit, mit der er diese Beobachtung äußerte, und seine spezielle Aussprache ließen sie irgendwie weniger beunruhigend erscheinen.

Saskia folgte seinem Blick und sah ein vom Rumpf abgetrenntes Düsentriebwerk, aus dessen einer Seite so etwas wie ein Metall-Origami ragte. Und tatsächlich schlugten Flammen daraus hervor. Was der bemerkenswerteste Anblick hätte sein können, der sich ihr an diesem Tag bot, wenn nicht ganz in dessen Nähe ein toter Alligator gelegen hätte, der doppelt so groß war.

»Feuerwehr? Die kommt nicht«, sagte der Mann. Mitten durch die breite Furche aus aufgewühlter Erde, Luftfahrttechnik und zerstückelten Schweinen, die die Maschine hinter sich zurückgelassen hatte, trottete er langsam davon. »Die haben nämlich das hier gesehen.« Er zeigte auf die Kalaschnikow. »Krankenwagen? Kommt auch nicht. Irgendwelche Cops, vielleicht. Aber die ganz normalen? Eher nicht. Ich muss mein Ding mit dem alten Schnauz zu Ende bringen, ehe die harten Burschen in ihren gepanzerten Mannschaftstransportwagen aufkreuzen und das ganze Zeug. Nehmt euch vor den Plünderern in Acht! Die sind viel schneller hier als das

Spezialeinsatzkommando!« Er warf einen Blick zurück, um sich zu vergewissern, dass sie ihm zuhörten, und zeigte dann in Richtung des Waldes jenseits der Straße, aus dem Leute mit langen Messern hervorkamen.

Schnauz war ein niedlicher Name für ein Monster, aber Adele war auch ein mädchenhaftes Mädchen gewesen, mit niedlichen Namen für alles und jedes. Als sie angefangen hatte, ihn so zu nennen, hatte sie natürlich nicht gewusst, dass Schnauz sie eines Tages fressen würde.

In diesen Tagen vor ungefähr fünf Jahren war Schnauz lediglich ein Ferkel in einer Wildschweinrotte gewesen, die in dem Gebiet in Mitteltexas auftauchte, wo Rufus und seine Frau Mariel versuchten, sich auf fünfzig Morgen eine Existenz aufzubauen. Für Klein Adele war Schnauz an dem charakteristischen Fleckenmuster auf dem Rüssel leicht zu erkennen gewesen und später daran, dass er größer war als die anderen.

Der *Grund* dafür, dass Schnauz größer war, bestand – wie Rufus und Mariel zu spät herausfanden – darin, dass Adele sich angewöhnt hatte, ihn zu füttern. Und dass Schnauz, nicht dumm, sich angewöhnt hatte, herzukommen und sich füttern zu lassen.

Die Schuld daran gab Rufus *Wilbur und Charlotte*, einem Kinderbuch, das Mariel – wie immer mit den allerbesten Absichten – Adele ans Herz gelegt hatte, bevor sie reif genug dafür war. Allerdings gab es, um ehrlich zu sein, eine Menge ähnliches Material auf YouTube, durch das die gefährliche und falsche Vorstellung genährt wurde, Schweine seien niedliche Tiere, die keine Menschen fraßen und denen

man trauen konnte. In Bezug auf die Online-Inhalte, denen arglose Kinder per Algorithmus ausgesetzt waren, kam immer wieder mal moralische Entrüstung auf, aber dabei ging es immer um Sex, Gewalt oder Politik. Alles auf seine Weise wichtig, aber zumeist ein Anliegen von Städtern.

Es hätte alles anders ausgehen können, wäre Rufus imstande gewesen, Adele in diesem prägenden Jahr, in dem sie lesen gelernt und Schnauz sich von einem neugeborenen Ferkel – im Grunde genommen einem ungeschützten Fötus – zu einem monströsen Keiler entwickelt hatte, der doppelt so viel wog wie er, der ehemalige Linebacker, vor jugendlichen Inhalten mit Schweinebezug zu schützen. Manchmal klagte Adele beim Frühstück, sie sei mitten in der Nacht von Gewehrschüssen in der Nachbarschaft geweckt worden. Dann blickten sich Rufus und Mariel über den Tisch hinweg an, und Mariel sagte: »Das müssen Jäger gewesen sein«, was streng genommen keine Lüge war. Es war Rufus gewesen, der um drei Uhr morgens mithilfe eines Infrarotzielfernrohrs draußen Wildschweine erlegte. Und wenn nicht Rufus, dann einer der Nachbarn, der dasselbe aus genau demselben Grund getan hatte.

Diese Schweine waren eine nicht aufzuhaltende Plage; das ging so weit, dass sie sich Texas regelrecht von der menschlichen Rasse zurückeroberten. Es war ohnehin ein dünn besiedeltes Gebiet; aus einem Morgen texanischen Ackerlands konnte man, egal wie hart man schuftete, nur soundso viele Dollars herausholen. Alles, was das Einkommen schmälerte, machte das ganze Vorhaben umso fragwürdiger. Ein zweites Kind hatten Rufus und Mariel aus finanziellen Gründen aufgeschoben, was in gewisser Weise auf ihren fünfzig Morgen

bereits eine Reduzierung der menschlichen Bevölkerung um eins bedeutete.

Die Entscheidung, dort ihr Glück zu versuchen, hatten sie getroffen, nachdem Rufus im Fort Sill, oben im Norden jenseits der Grenze zu Oklahoma, aus der Army ausgeschieden war und beschlossen hatte, sein Glück anderswo zu suchen. Aufgewachsen war er in Lawton, einer Stadt, die an Fort Sill und das sie umgebende Mosaik aus hundertsechzig Morgen großen Landzuteilungen angrenzte, die sich weitgehend im Besitz von Comanchen befanden. Obwohl unter seinen Vorfahren Schwarze, Weiße, Mexikaner, Osage, Koreaner und Comanchen gewesen waren, wiesen seine Papiere ihn als offizielles Mitglied des Stammes der Comanchen aus. Indianer im Allgemeinen und Comanchen im Besonderen waren nämlich weit weniger an Chromosomen und dergleichen interessiert als die Masse der US-Amerikaner mit ihren DNA-Tests.

Rufus hatte Mariel kennengelernt, als er für eine Weile in Fort Sam Houston stationiert gewesen war, wo sie als Zivilistin gearbeitet hatte. Wie sich herausstellte, gab es diesen Flecken Land in ihrer Familie, diese Fünfzig-Morgen-Parzelle ein paar Autostunden nördlich von San Antonio, mit der niemand irgendetwas anfang. Das sprichwörtliche »grünere Gras«, nahmen sie jedenfalls an. Ihr Onkel ließ sie unter der Bedingung darauf leben, dass sie das Gelände in Schuss hielten und ihm eine Pacht zahlten, die Steuern etc. deckte. Sie zogen einen Wohnwagen auf das Grundstück und ließen sich dort nieder. Es gab ein altes marodes Haus, das Rufus abriß, um Bauholz zu gewinnen, aus dem er dann Außengebäude zusammenzimmerte: einen Geräteschuppen, einen Hühnerstall, später einen Unterstand für Ziegen.

Bis dahin hatte Rufus' Leben einen in diesem Teil der Welt ganz normalen Verlauf genommen: aufgewachsen in einer zerrütteten Familie, in der Highschool ein bisschen Football gespielt, aber auf einem Niveau, das ihm weder ein Universitätsstipendium noch ein zermatschtes Gehirn eingebracht hatte. In die Army eingetreten. Mechaniker geworden. In einigen der weniger guten Gegenden der Welt komplizierte Waffen hatte er repariert. Schließlich war er unweit von zu Hause im Fort Sill gelandet und hatte erstaunt festgestellt, dass zwanzig Jahre vergangen waren. Ehrenhaft entlassen. Hatte den vagen Plan, auf der Grundlage der GI Bill einen Hochschulabschluss zu machen, was für Leute wie ihn der normale Weg war, es zu etwas zu bringen. Legte ihn auf Eis, um mit Mariel dieses Ranchprojekt in Texas in Angriff zu nehmen. Ihre Familie kam von weiter südlich, die klassische texanische Mischung aus deutsch und mexikanisch. Hin und wieder kamen diverse Onkel, Cousins oder Ähnliches von ihr zu Besuch, um ihnen beim Durchstarten zu helfen und sich, wie Rufus vermutete, ein Bild von seiner Tauglichkeit als Mann zu machen. Was er ihnen überhaupt nicht übel nahm. Es hätte ja sein können, dass er seine Frau schlug. Sie mussten sich davon überzeugen, dass das nicht der Fall war. Für ihre Gewissenhaftigkeit in diesem Punkt respektierte er sie.

An den äußersten Rändern von Kultur und Politik kam es zu einer merkwürdigen Berührung zweier Extreme, dort nämlich, wo die Zurück-aufs-Land-Hippies und die radikalen Prepper sich am Ende in nichts unterschieden, denn sie verbrachten neunundneunzig Prozent ihres Lebens mit denselben Dingen. Man brauchte eine Geschichte, die einem selbst gegenüber als Begründung dafür herhalten konnte, warum

es mehr Sinn ergab, auf diese Weise zu leben, als in die Vororte von Dallas zu ziehen und einen Job bei Walmart anzunehmen. Hippies und Prepper hatten unterschiedliche Geschichten, die aber in der Praxis nicht oft zur Sprache kamen. Mariel tendierte eher zum Hippie, während Rufus sich nie für eine Seite entschied.

Bei dem Versuch, die Ranch zu einem finanziell vernünftigen Unterfangen zu machen, erlebte er immer und immer wieder Situationen, in denen ein unmenschliches Maß an schier körperlicher Arbeit mit etwas Glück eine winzige Steigerung der Produktivität des Landes bewirken konnte. Und doch fragte er sich im Laufe der Jahre unwillkürlich, ob es das alles wert war. Selbst wenn man die ganze Option mit der GI Bill einmal beiseiteließ, konnte er sich überall sonst einen Job als Automechaniker besorgen. Die Lebenshaltungskosten würden zwar steigen, aber er könnte zumindest ausschlafen und müsste nicht seinen Wecker auf 2:30 Uhr stellen, um aufzustehen und Wildschweine zu schießen.

Er ließ sie liegen, wo sie hinfielen, und andere Wildschweine fraßen sie auf. Das war nur einer der vielen Aspekte, die das Ganze allmählich sinnlos erscheinen ließen. Wildschweine fraßen alles, auch andere Wildschweine. Weidetiere fraßen Gras, ließen aber die Wurzeln im Boden; Wildschweine durchwühlten die Erde und fraßen die Wurzeln. Das führte zu Erosion. Nur Ameisen vermochten in dem, was die Wildschweine hinterließen, zu leben. Rufus konnte die Viecher nicht schnell genug töten, und die von ihm getöteten wurden zu Futter für diejenigen, die er nicht getötet hatte. Als sie Adele verboten, Schnauz oder irgendein anderes Wildschwein zu füttern, hatte Schnauz bereits den Start-

vorteil, den er brauchte; inzwischen assoziierte er Menschen mit Futter, und Rufus beschlich der Verdacht, dass der Keiler von den nächtlichen Gewehrschüssen angelockt wurde, nachdem er herausgefunden hatte, dass anschließend in der Regel ein zum Verzehr freigegebener toter Cousin auf dem Boden lag. Rufus' nächtliche Jagd führte also nur dazu, dass Schnauz immer größer wurde.

Vieles davon war späte Einsicht, nachdem das, was passiert war, passiert war. Rufus, der sich quälte. Er hätte Schnauz als besondere Bedrohung einstufen müssen. Hätte ein Wildschwein als Köder erschießen und sich dann auf die Lauer legen und auf Schnauz warten müssen. Noch Jahre später verfolgte ihn fast jede Nacht der Gedanke, dass er damals, als er noch eine Tochter gehabt hatte, womöglich Schnauz als weiße Silhouette unter vielen vor seinem Nachtvisier gehabt und es nicht geschafft hatte abzudrücken, nur weil Adele eine Schwäche für das Tier hatte und er fürchtete, ihr beim Frühstück nicht in die Augen blicken zu können.

In letzter Zeit hatte er sich den Trick angeeignet, die Zunge herauszustrecken, wenn die schlimmen, selbstquälerischen Gedanken ihm langsam in den Kopf krochen. Er machte den Mund weit auf und streckte sie, so weit es ging, heraus, fast so, als würgte er den schlechten Gedanken aus oder weigerte sich, ihn hereinzulassen, und irgendwie funktionierte das und brachte seinen Verstand wieder ins rechte Gleis. Zwar schauten ihn die Leute seltsam an, wenn er das tat, aber die Zeit, die er mit anderen Leuten verbrachte, war ohnehin begrenzt.

Sein einziger, allerdings magerer Trost war, dass es sich bei dem Vorfall – der sich ereignete, während er in der Stadt eine Ladung Abflussrohre abholte – um eine plötzliche Invasion

von mindestens zwei Dutzend Wildschweinen auf ihr Grundstück gehandelt hatte. Schnauz war zwar der Anführer, hatte aber so viele Komplizen, dass Rufus, selbst wenn er mit geladenem Gewehr vor Ort gewesen wäre, es womöglich nicht geschafft hätte, Adele zu retten.

Er und Mariel trennten sich, und sie ging wieder in Richtung Süden zu ihrer Familie. Rufus machte das Töten von Wildschweinen zu seiner Lebensaufgabe, ja buchstäblich zu seinem Geschäft.

Geschäft, das war etwas, was er zu diesem Zeitpunkt in seinem Leben – damals war er vierundvierzig – endlich in den Griff bekam. Bei der Army hatte er nie über Gewinn und Verlust nachzudenken brauchen. Auf der Farm hatte er diese Aufgabe übernommen, weil Mariel damit hoffnungslos überfordert war. Im Laufe dieser Jahre hatte er, während er spätnachts in seine Buchhaltungssoftware startete, zugesehen, wie die Zahlen immer schlechter wurden und immer mehr von seiner Militärpension für die Deckung der Defizite draufging. Er musste sich eingestehen, dass die Farm zu einer Art Hobby geworden war. Aber das alles spielte nicht die entscheidende Rolle, denn die finanziellen Warnsignale wurden vom emotionalen Aspekt des Ganzen übertönt: der Geschichte, die er und Mariel sich selbst und zunehmend auch Adele erzählten, um zu begründen, warum sie überhaupt hier lebten.

Als Adele dann tot und Mariel gegangen war, war die Geschichte zu Ende. Die Dinge wurden sehr klar, und Entscheidungen waren leicht zu treffen. Rufus verkaufte, was er konnte, und schickte Mariel die Hälfte des Geldes. Er fuhr rauf nach Fort Sill, wo er als Pensionär immer noch Zugang zur Autowerkstatt hatte, und brachte seinen Truck auf Vor-

dermann, einen Dually, wie die Leute hier Pick-ups mit doppelten Reifen an jedem Ende der Hinterachse nannten. Seine Großmutter und einige seiner Cousins waren ins Wohnwagengeschäft eingestiegen. Von ihnen bekam er einen gebrauchten Wohnwagen, den er an seinen Dually anhängen konnte. Da hinein räumte er sein ganzes Werkzeug, alle seine Waffen und sein sonstiges Hab und Gut. Er entwarf Schilder und Visitenkarten mit dem Schriftzug WILDSCHWEIN-ABSCHUSS-SERVICE und begann, einfach umherzufahren und dieses Gespann mit den Schildern drauf bei Viehauktionen, Jahrmärkten und Ähnlichem zu parken.

Ohne die Pension von der Army hätte er die ersten sechs Monate vielleicht nicht durchgestanden, aber allmählich ging es mit dem Geschäft bergauf, und Rufus fuhr mit seinem Gespann kreuz und quer durch das scheinbar unendliche Netz aus kleinen Straßen, die wie Blutkapillaren jeden Teil des Staates Texas durchzogen – eines Staates, in dem Rufus als Einwohner Oklahomas sich immer noch wie ein Fremder in einem fremden Land fühlte. Für eine Weile arbeitete er auf dieser oder jener Ranch, wo die Besitzer fanden, dass sie in dieser einen Hinsicht noch etwas zusätzliche Feuerkraft gebrauchen konnten. Er war nicht der Einzige, der das machte. Bei Weitem nicht. Aber preislich konnte er mit größeren Firmen mithalten. Die Konkurrenz hatte hungrige Mäuler zu stopfen und Gerätschaften zu unterhalten. Manche nutzten Hubschrauber. Andere erschossen Wildschweine von Geländewagen aus. Auffällig, aber teuer. Rufus arbeitete für sich allein. Er musste weder Löhne noch Beiträge zur Zahnbehandlungs- und Krankenversicherung zahlen. Seine Methode bestand darin, allein mit Gewehr, Dreibein und Infra-

rotzielfernrohr hinauszugehen und einfach darauf zu warten, dass die weißen Silhouetten vor dem dunklen Hintergrund auftauchten, um sie dann eine nach der anderen abzuschließen, angefangen bei den größten bis hin zu den Jungtieren, die in Panik umherwuselten.

Die ersten sechs Monate mit wenig bis gar keiner Arbeit hatten ihn ziemlich fertiggemacht, aber später wurde ihm bewusst, dass er die Zeit sehr gut genutzt hatte. Er saß an dem kleinen Tisch in seinem Wohnwagen, ließ über den Generator die Klimaanlage laufen, las Webseiten und später Bücher über Wildschweine. Das war faszinierend. So erfuhr er zunächst einmal, dass Schweine ebenso wie hellhäutige Menschen Neozoen aus Europa waren. Im sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Eroberungen, hatten die Spanier sie über den Rio Grande mitgebracht. Vermutlich waren sie schon ausgebüxt, ehe das Wasser des Flusses auf ihrem borstigen Fell verdunstet war. Im Laufe des darauffolgenden halben Jahrtausends hatten viele solche »Einschleppungen« (so hieß das in der Fachliteratur) stattgefunden. Keine konnte jedoch, für sich genommen, einen Schnauz erklären. Dafür musste man die Wildschweineinschleppungen neueren Datums mitberücksichtigen. Manche Leute fanden Spaß daran, diese Tiere zu jagen. Besonders die Deutschen schienen wie besessen davon zu sein. In Texas lebten viele von ihnen, und sie verfügten sowohl über Geld als auch über große Flächen Grundbesitz, die sie mit Wildtieren bestücken konnten. In Deutschland gab es anscheinend eine Gegend namens Schwarzwald, und die Geschichten, die darüber kursierten, waren nicht weniger verrückt als die aus den Kreisen der Hippies und Prepper. Diese Deutsch-Te-

xaner waren der festen Überzeugung, dass ihre Vorfahren lange vor und auch noch lange nach den Römern edel und frei dieses Waldgebiet durchstreift und mit Lanzen Wildschweine erlegt hatten und dass sie selbst beim Jagen an ihrem alten Erbe teilhatten, so wie die Indianer beim Trommeln und Tanzen. Also fingen sie die größten und gefährlichsten Wildschweine, die in Europa aufzutreiben waren, wozu sie auf der Suche nach unverdorbenen Beständen sogar Jagdgesellschaften ins russische Hinterland schickten, und brachten diese Tiere nach Texas. Normalerweise wurde das Land mit einem gewissen Aufwand eingezäunt, aber Wildschweine konnten sich unter Zäunen hindurchwühlen, Flüsse durchqueren und Wattgebiete durchwaten, und so waren die Wildschweine in freier Wildbahn fast genauso leicht freigekommen wie ihre domestizierten Cousins Hunderte von Jahren zuvor und hatten sich eifrig darangemacht, sich mit diesen zu paaren.

Rufus hatte nicht die beste Schulbildung, aber lesen konnte er, und in der Army war er vor allem deswegen ein sehr guter Mechaniker gewesen, weil er in einem viel höheren Maß als seine Kameraden die Fähigkeit besessen hatte, sich in abstruse Wartungsanleitungen zu vertiefen. Er verstand es, sich auf die wichtige Tatsache oder Zahl zu fokussieren, die aus einem Absatz herausstach wie ein Baumstumpf aus dem trüben Wasser eines Bayous. Das kam ihm zugute, als er sich mit eher akademischer Schweineliteratur beschäftigte. So verfolgten etwa Züchter von Hausschweinen das Ziel, diese so groß wie möglich zu machen. Die Angabe »über 700 kg« sprang ihm in die Augen. Das konnte nicht stimmen. Er rechnete: Das waren über tausendfünfhundert Pfund! Wild-

schweine waren wesentlich kleiner; das größte je registrierte war »nur« halb so schwer. Doch was würde passieren, wenn sich ein sorgfältig nach Wildheit und Schläue ausgesuchtes Wildschwein in freier Wildbahn mit einem Monster-Hauschwein paarte?

In der Literatur tauchten immer wieder dieselben Namen auf. Einer davon war Dr. I. Lane Rutledge von der Texas A&M University. Kurzes Googeln ergab, dass es sich dabei um eine Frau mit dem Vornamen Iona handelte. Sie hatte viel erreicht, indem sie mithilfe der genetischen Sequenzierung die Situation entwirrte, die sich über die letzten fünfhundert Jahre aus dem Paarungsverhalten all dieser verschiedenen Schweinearten in Texas entwickelt hatte. Wie sich herausstellte, war sie über das Internet erstaunlich leicht zu kontaktieren. Sie beantwortete seine E-Mails. Knapp zwar, aber immerhin.

Rufus hatte die Erfahrung gemacht, dass Menschen ganz allgemein zugänglicher waren, wenn man ihnen etwas anzubieten hatte, und so begann er, ihr Daten zu schicken: Proben, an denen sie DNA-Sequenzierungen vornehmen konnte, und dazu geokodierte Fotos der toten Tiere, von denen diese Körperflüssigkeiten stammten. Damit gewann Rufus ihre Aufmerksamkeit und fühlte sich eher berechtigt, sie um ein persönliches Treffen zu bitten.

Seinen Wohnwagen ließ er auf dem Gelände eines Kunden rund dreißig Kilometer von College Station entfernt stehen, fuhr in die Stadt und fand den Weg zum Campus. Die von Google Maps vorgeschlagene Route war jedoch völlig falsch, denn wegen eines großen Demonstrationzugs waren viele Straßen abgeriegelt worden. Rufus musste es aus mehreren Richtungen versuchen, dann so nah wie möglich parken und

zu Fuß weitergehen. Anfangs warfen die Demonstrierenden ihm böse Blicke zu, weil er einen riesigen spritfressenden Dually fuhr; als sie aber durch die Scheibe sahen, dass er eine Person of Color war, wussten sie nicht mehr, worauf sie ihre moralische Empörung richten sollten.

Selbst mitten im November war es verdammt heiß in College Station. Rufus brach sofort der Schweiß aus, und er hoffte, dass Dr. Rutledge sich in dieser Hinsicht nicht als überempfindlich erwies. Er fragte sich, ob er mit zunehmendem Alter langsam an Wärmetoleranz einbüßte. Tagsüber wagte er sich nur noch selten vor die Tür. Eine der sehr wenigen genetischen Schwächen von Schweinen bestand darin, dass sie nicht schwitzen konnten, weshalb sie sich tagsüber suhlten und nachts der schweren Arbeit des Aufstöberns von Futter nachgingen. Dementsprechend war Rufus ein Nachtmensch geworden.

Während er sich auf dem Weg zu Dr. Rutledges Büro gegen die Laufrichtung durch die Menge kämpfte, hatte er einen guten Blick auf die Transparente, die die Demonstrierenden hochhielten. Viele davon thematisierten die Vorstellung vom Menschen als invasive Art, ein Thema, das für Rufus ausgesprochen relevant war.

Es wäre einfach und in gewisser Weise befriedigend gewesen, das, was Rufus jetzt mit den Schweinen zu machen versuchte, auf eine Ebene mit dem zu stellen, was die Comanchen zweihundert Jahre zuvor mit den Weißen versucht hatten. Aber man musste vorsichtig sein. Die Comanchen waren selbst Eindringlinge aus dem Norden gewesen und hatten die Indianer, die vor ihnen in Texas gelebt hatten, »vertrieben« – ein Euphemismus, wie er im Buche steht.

Und dazu waren sie imstande gewesen, weil sie frühzeitige und begeisterte Nutzer der als Pferd bekannten invasiven Art waren.

Auf anderen Transparenten ging es, kaum zu übersehen, um das Thema Aussterben: ein Schicksal, dem alle Menschen entgegensahen, wenn sie den Klimawandel nicht in den Griff bekamen. So war Rufus, als er schließlich die Eingangstür des Gebäudes erreichte, in dem Dr. Rutledge arbeitete, vollkommen verwirrt. Hassten diese jungen Leute die Menschen, weil sie eine invasive Art waren, die es auszurotten galt? Oder liebten sie die Menschen und wollten nicht, dass sie ausgelöscht wurden? Unergründbare Fragen, über die sich vielleicht jüngere Studierende im zweiten Jahr bei Pizza und Bier nächtelang die Köpfe heiß redeten, während Rufus mit Dreibein und Gewehr allein draußen war und einen Dämon jagte.

Ihm fiel auf, dass einige der Demonstranten merkwürdige Vorrichtungen mitschleppten oder vielmehr am Leib trugen, die sich im Nachhinein als die frühen Prototypen von Earthsuits entpuppten: Kleidungsstücke, die für einen so heißen Tag viel zu schwer aussahen, denn untendrunter bestanden sie aus einem System von Kühlrohren auf der Haut. Diese waren mit Rucksackeinheiten verbunden, deren Lithiumakkusätze ein Kühlsystem betrieben. Da die Hitze am Ende aus dem System entweichen musste, besaßen die Rucksackeinheiten einen Schornstein, der direkt über dem Kopf des Trägers/der Trägerin aufragte und heiße Luft ausstieß, was man an dem Hitzeflimmern darüber erkennen konnte. Die sie trugen, waren überwiegend korpulente Nerds.

»Vor ungefähr zehntausend Jahren bemerkten Leute, die immer kurz vor dem Verhungern waren, dass Schweine Sachen fressen konnten, die für sie selbst nicht essbar waren«, sagte Dr. Rutledge.

»Sie sind *Allesfresser*«, sagte Rufus, nahm sich aber aus Sorge, zu vorlaut gewesen zu sein, gleich wieder etwas zurück.

Sie war jedoch ein cooler Typ. »Stimmt, und ich will darauf hinaus, dass Menschen sie essen können. Und wir sind nur ein kleines bisschen schlauer als sie.«

»Aber nicht viel«, sagte Rufus verächtlich und blickte unwillkürlich zu ihrem Bürofenster hinüber, durch das gedämpft Protestgesänge zu hören waren. Wenngleich er zugeben musste, dass diese persönlichen Kühlsysteme ganz schön raffiniert waren.

»Sie sind sehr intelligent«, stimmte sie zu und warf ebenfalls einen Blick in Richtung Fenster, was ihrer Bemerkung eine gewisse Mehrdeutigkeit verlieh. »Jedenfalls wurden sie – die Schweine – auf diese Weise domestiziert. Natürlich haben wir genetisches Material von vielen domestizierten Rassen. Daten über das eurasische Wildschwein zu erhalten, ist schwieriger, aber auch davon haben wir jede Menge. Das ist das Ausgangsmaterial. Spaßig wird's, wenn wir all die Kombinationen sehen, die unter den mehreren Millionen Wildschweinen entstehen, die in Texas herumlaufen.«

Ihr Gebrauch des Wortes »spaßig« ließ ihn zögern, und die nächsten paar Minuten verwandte er darauf, sich innerlich einen Überblick zu verschaffen. Noch nie hatte er einen Fuß auf einen Universitätscampus gesetzt. Manches entsprach seinen Erwartungen. Viele junge und überraschend

attraktive Leute mit Protestplakaten: Check. Ihr Büro war jedoch im Gegensatz zu dem von Professoren in Filmen weder holzgetäfelt, noch bedeckten vollgefüllte Bücherregale die Wände. Diese bestanden vielmehr aus Stahlbeton, und es war klein, mit Kabeln und Computern überall.

Das passte ganz gut zu Dr. Rutledge, die eine Art Stahlbetonmädchen ohne die fragwürdigen Verzierungen war, die Rufus normalerweise an Weibchen der Spezies *Homo sapiens* wahrnahm. Fotografien ließen auf die Existenz eines Ehemanns und mindestens zweier Kinder schließen. Mittellanges Haar, das ihr durch eine hochgeschobene Laborbrille aus dem Gesicht gehalten wurde. Tonfall des Mittleren Westens – sie war entweder aus dem Norden hierher verpflanzt worden oder gehörte zu jenen Texanern, die irgendwie erwachsen wurden, ohne einen texanischen Akzent anzunehmen. Ihm gegenüber leicht bissig und kurz angebunden, bis er ihr seine Anerkennung zeigte. erinnerte ihn insofern an manche Offizierinnen bei der Army.

»Apropos spaßig«, sagte er schließlich, »die Einschleppungen des eurasischen Wildschweins erfolgten ...«

»... nur zum Vergnügen.« Sie nickte. Er hatte das Gefühl, mit der Verwendung des Begriffs »Einschleppung« bei ihr gepunktet zu haben.

»Es macht mehr Spaß, sie zu jagen, wenn sie schwerer zu töten sind«, sagte Rufus.

»Ich bin keine Jägerin, aber das scheint mir eine logische Vermutung zu sein.«

»Schlau, schnell, gefährlich.«

Sie zog die Augenbrauen hoch und drehte die Handflächen nach oben.

»So ein Tier, gekreuzt – hybridisiert – mit einer Hauschweinvariante, die nur auf Größe gezüchtet wurde, könnte ...«

Er verstummte. Sie brach den Blickkontakt ab und ließ langsam die Luft entweichen, die sie eingeatmet hatte, während er sich langsam an sein eigentliches Anliegen herangeht hatte.

»Sie sprechen von dem Tier, dass Ihre Tochter getötet hat«, sagte sie mit leiser und trauriger, aber fester Stimme.

Na klar. Sie hatte ihn gegoogelt, so wie er sie. Es hatte ja in allen Zeitungen gestanden.

Sie wartete, bis er nickte, ehe sie fortfuhr.

»Ein Hybrid von ungewöhnlicher Größe ist vorstellbar. Eigentlich sogar plausibel. Aber Achtung, je größer diese Tiere werden, desto mehr Futter brauchen sie, um zu überleben.«

Rufus war verblüfft darüber, dass sie das Wort »Achtung« benutzte, das er sonst vor allem auf Etiketten an Munitionskisten las. Sie schien ihn davor zu warnen, in irgendein intellektuelles oder ideelles Risiko zu geraten. Was bei einer Professorin ja durchaus einleuchtete.

»Wiegt also Ihr Hogzilla, Ihr Moby Pig zweihundert Kilo? Das nehme ich Ihnen ja noch ab«, fuhr sie fort. »Dreihundert? Da werde ich langsam skeptisch. Jenseits davon, glaube ich, bewegen Sie sich im Reich der Fantasie. Werden ein zweiter Kapt'n Ahab. Die ungeheure Größe, die Sie diesem Tier zuschreiben, spiegelt wider, welche ungeheure Rolle es in Ihrer Psyche spielt. Das ist einfach keine wissenschaftliche Tatsache. Müssen Sie sich erbrechen?«

»Wie bitte, Ma'am?«

»Sie haben die Zunge rausgestreckt. Als würden Sie würgen.«

»Das mache ich immer. Wegen meiner Psyche. Mir geht es gut.«

»Ich möchte Ihnen helfen«, sagte sie. »Ich meine, wenn Sie es sich zur Lebensaufgabe machen wollen, Jagd auf ein bestimmtes Schwein unter mehreren Millionen zu machen und es zu töten, sei's drum. Es ist ein Menschenfresser. Es zu vernichten wäre ein Dienst an der Allgemeinheit. Meine Rolle, falls ich eine habe, besteht hingegen darin, Sie auf dem Boden der wissenschaftlichen Realität zu halten. Fakt Nummer eins ist nämlich, dass es vermutlich nicht mehr als zweihundert Kilo wiegt. Bestimmt keine dreihundert. Wenn Sie also Ihre Suche auf ungeheuer große Exemplare beschränken, über die Sie irgendeinen Witzbold in einem T.R. Mick's haben reden hören, jagen Sie Märchenerzählungen nach und werden ihn nie finden.«

Das war ein kleiner Stich, denn es stimmte. Aber Rufus war Stiche gewohnt. Er ignorierte ihn und nickte. Das klang plausibel. Erklärte das eine oder andere.

»Fakt Nummer zwei ist, dass dieses Tier nach Ihrer eigenen Berechnung schon drei Jahre alt ist. In weiteren drei Jahren wird es an Altersschwäche gestorben sein.« Sie sah ihn stirnrunzelnd an. »Sie glauben mir nicht?«

»Was? Natürlich glaube ich Ihnen, Ma'am.« Diese Frage hörte Rufus ständig in unterschiedlichen Variationen. Dabei traf es nur selten zu. Das hatte ihn zu der Erkenntnis gebracht, dass sein Gesicht in seinem natürlichen Ruhezustand einen Eindruck skeptischer Ungläubigkeit vermittelte. Er vermutete, dass es mit seiner Stirn zu tun haben musste, auf der

sich deutliche waagerechte Falten ausgebildet hatten. »So sehe ich nun mal aus, wenn ich nachdenke.«

Wieder drehte sie die Handflächen nach oben. »Also, diese Altersgrenze ist etwas *Gutes*. Sie hält Sie davon ab, ein zweiter Ahab zu werden.«

»Den haben Sie schon mal erwähnt, aber ...«

»Walfänger-Kapitän, der davon besessen war, einen bestimmten Pottwal zu fangen und zu töten. Das Problem dabei war, dass Pottwale lange leben. Länger als Menschen. Deshalb gab es nie einen Punkt in Ahabs Leben, wo er sagen konnte« – und hier wischte sie sich abwechselnd mit der einen Handfläche über die andere – »so, das war's, die Zeit ist um, Moby Dick muss jetzt seinen Geist aufgeben haben, ich kann mich wieder ...«

»... meinem normalen Ahab-Leben widmen?«

Sie zuckte die Schultern.

»Mariel – die Mutter des Mädchens – hat gesagt: ›Diese Sache mit Schnauz zerstört dein Leben.‹ Wissen Sie, was ich darauf gesagt habe?«

»Keine Ahnung.«

»Das *ist* mein Leben.« Er streckte die Zunge heraus.

»Nun, das geht mich nichts an«, sagte sie, während sie mit kühler wissenschaftlicher Distanziertheit seine Mandeln betrachtete, »aber haben Sie einen Plan dafür, woraus Ihr Leben in drei Jahren bestehen könnte, wenn Schnauz definitiv nicht mehr da sein wird?«

»Das wird keine drei Jahre dauern.«

Das also war die Unterhaltung, die sein Geschäftsunternehmen in seiner, wie er es nennen würde, ausgereiften Form

letztlich auf den Weg brachte. Er beschaffte sich ein Exemplar von *Moby Dick* und hatte es immer bei sich, um anhand der Lektüre hin und wieder zu überprüfen, ob er wirklich den Verstand verloren hatte. Er besorgte sich auch ein Hörbuch davon, das er sich über Kopfhörer anhören konnte, während er im Dunkeln saß. Ahab tauchte erst ziemlich weit hinten im Buch auf. Und als besessener Fanatiker outete er sich noch etwas später. Da war natürlich völlig klar, warum Dr. Rutledge die Parallele zwischen Rufus und Ahab gezogen hatte. Für ihn selbst griff sie jedoch eigentlich nicht, denn an dieser Stelle im Roman war bereits sein Interesse an den Harpunieren geweckt worden: an dem tätowierten Kannibalen Queequeg, dem »reinen Indianer« Tashtego und Daggoo, dem »riesigen kohlschwarzen Wilden aus Afrika«. Das Interessanteste an diesen Figuren war, dass sie alle mehr Geld verdienten – einen größeren Teil der Gewinne des Schiffs – und einen höheren Rang und Status einnahmen als irgendjemand sonst auf der *Pequod*, abgesehen von Ahab und den drei Maaten. Laut Rufus' Berechnungen, die er in seinem Wohnwagen mittels Tabellenkalkulation vornahm, verdiente Queequeg 3,333 Mal so viel wie Ismael, der Erzähler des Romans.

Die unmittelbare Wirkung von Rufus' *Moby Dick*-Lektüre war also der Nachdruck, mit dem er in seinem Unternehmen wieder einmal klar Schiff machte, wie Walfänger-Kapitäne wie Ahab, Peleg und Bildad es wohl formuliert hätten. Bei all den komplizierten Tätigkeiten, die in dem Buch beschrieben wurden, war die Grundlage doch denkbar einfach: Sie ruderten in einem Boot hinaus, damit ein Mann einen Speer nach dem Wal werfen konnte. Burschen, die gut im Speerwerfen waren, machten Kasse. Ruderer dagegen waren nichts

Besonderes und mussten ihr dürftiges Einkommen dadurch aufbessern, dass sie nach Hause gingen und dicke Romane schrieben.

Es ist ein Riesenunterschied, ob man zahlt oder bezahlt wird. Das hörte Rufus! Er verkleinerte sein Unternehmen, entledigte sich überflüssiger Ausrüstungsgegenstände. Seine Hauptwaffe war ein Präzisionsgewehr auf einem wuchtigen Dreibein mit einem ziemlich kostspieligen Infrarotzielfernrohr. Vor dem dunklen Hintergrund von Texas (wenn es nachts erst einmal abgekühlt hatte) leuchteten die Schweine optisch moby-dick-weiß. Rufus konnte sie beobachten und sich davon überzeugen, dass es Schweine waren – kein Vieh oder, Gott bewahre, Menschen –, ehe er sie in aller Ruhe ins Jenseits beförderte. Wenn die großkalibrigen Geschosse ihr Ziel trafen, konnte man die Innereien wie Funken beim Schweißen aus den Tieren herausspritzen sehen. Wenn Big Daddy oder Big Momma niedergingen und die steifen Beine zuckend in die Luft streckten, stob die Rotte immer in heller Panik auseinander, aber normalerweise konnte er noch ein paar weitere abschießen, ehe sie aus der Schussweite waren. Die Kunden, die am nächsten Tag das Blutbad vor Augen hatten, sahen nicht, wie viele entkommen waren. Die große Waffe machte also neunzig Prozent seines Geschäfts aus. Allerdings hatte er, wenn er im offenen Gelände unterwegs war und eher unvorbereitet und auf kurze Distanz einem Schwein gegenüberstehen konnte, auch immer ein Sturmgewehr zur Hand. Das bot ihm mehr Möglichkeiten für den Fall, dass er eingekreist war. Ehrlich gesagt hätte ein Gewehr vom Typ AR-15 denselben Zweck erfüllt, und er wäre leichter an Ersatzteile gekommen, aber die Kalaschnikow war ein-

fach eine gute Waffe für den Einstieg. Einem Wildschwein ein 7,62-Millimeter-Geschoss zu verpassen, erschien einfach sinnvoller als eins vom Kaliber 5,56 Millimeter. Die rohe Einfachheit des AK und dass es sich auch dann noch abfeuern ließ, wenn es ihm in eine Suhle gefallen war, begeisterten ihn als Mechaniker. Es war das Wildschwein unter den Gewehren. ARs dagegen erinnerten ihn allzu sehr an die Army. Im zivilen Bereich assoziierte er sie inzwischen mit Jugendlichen am Schießstand, die überteuerte Rundumsonnenbrillen trugen. Typen in Armeehosen, die das offensichtlich nur wegen irgendeiner Geschichte taten, die sie sich selbst erzählten.

Jenseits der reinen Bewaffnung ging es ziemlich hochtechnisiert zu. Rufus teilte Google-Earth-Dateien mit Dr. Rutledge und ihren Doktoranden, schickte ihnen Schweißproben, checkte ständig seine Mails nach irgendetwas Nützlichem, was sie vielleicht herausgefunden hatten. Während der Untersuchung von Adeles Tod hatte der Sheriff gesammelt, was man höflich objektive Beweise nannte, und eine DNA-Analyse durchgeführt, um festzustellen, dass passiert war, was passiert war. Vermischt mit Adeles DNA fand sich dort Schweine-DNA des Täters, und diese Information konnte Rufus Dr. Rutledge übermitteln. Die Chancen einer eindeutigen genetischen Übereinstimmung waren minimal, aber sie konnte ihm immerhin ein paar »Jetzt wird es wärmer/kälter«-Hinweise geben, die seine Wanderungen kreuz und quer durch Texas bestimmten.

Den Umgang mit Drohnen beherrschte er immer besser. Es war eine gute Zeit für einen pensionierten, aber nach wie vor gesunden Mechaniker, der nicht durch eine Familie

abgelenkt wurde. Dank der Verfügbarkeit von Geräten, YouTube-Videos und Amazon-Packstationen konnte er alles, was er können wollte, lernen und sich das dazu nötige Material beschaffen. Mittels Drohnen, die er über ein VR-Headset aus dem klimatisierten Komfort seines Wohnwagens heraus steuerte, folgte er den Wildschweinen zu ihren Suhlen und stellte Mutmaßungen an, wo sie in der folgenden Nacht nach Nahrung wühlen würden, nutzte dann Google Earth, um herauszufinden, wo er sein Dreibein am vorteilhaftesten aufstellte und wie er dorthin gelangte, ohne die Tiere aufzuscheuchen.

Getragen hätte sich das Unternehmen überall in Texas – eigentlich überall südlich der Mason-Dixon-Linie und östlich des Pecos. So besaß Rufus die Freiheit, seine Tätigkeit auf Gebiete zu konzentrieren, wo die Schweine, die er tötete, gemäß den Daten aus Dr. Rutledges Labor die größte genetische Ähnlichkeit mit Schnauz aufwiesen. Im Großen und Ganzen entsprachen diese offenbar dem Wassereinzugsgebiet des Brazos südlich von Waco und nördlich von da, wo er in die Vororte von Houston mäanderte. Rufus' Vermutung nach trieb die Hitze Wildschweine im Allgemeinen und Schnauz im Besonderen auf die Flüsse zu, wo sie immer eine Möglichkeit zum Abkühlen fanden.

Der Versuch, sich einem breiten, mäandernden Fluss wie dem Brazos in einem Radfahrzeug zu nähern, konnte zu einem beschwerlichen Unterfangen werden. Je näher das Straßennetz ihm kam, desto mehr dünnte es aus. Immer musste man den langen Weg nehmen, um die nächste Brücke zu finden. Und kaum war man hinübergefahren, wünschte man sich unweigerlich, man wäre wieder auf der anderen

Seite. Er brauchte ein Boot, und dabei war er nie der Typ für ein Boot gewesen. Am Ende ging er eine lockere Partnerschaft mit einem gewissen Beau Boskey ein, einem Mann aus Louisiana, der für Alligatoren das war, was Rufus für Wildschweine war. Beau war so bootsaffin wie sonst niemand. Rufus hatte ihn auf einer Tagung über den Umgang mit invasiven Arten kennengelernt. Wenn er nun Unterstützung auf dem Wasser brauchte, versuchte er, Beau auf seinem Handy zu erreichen, und wenn Beau glaubte, dass Rufus ihm mit seinen Drohnen und seinen Infrarotgeräten helfen könnte, machte er es ebenso.

Das war es, was sie im Sommer des Großen Relaismangels in Waco zusammenbrachte.

Die drei Faktoren, die dabei eine Rolle gespielt hatten, waren Schweine, Alligatoren und Feuerameisen. Im vorausgegangenen Winter und Frühjahr hatte Osttexas ein ungewöhnliches Wettergeschehen erlebt (falls man überhaupt noch irgendetwas als ungewöhnlich betrachten konnte), das, um es kurz zu machen, für Feuerameisen offenbar perfekt gewesen war. Nun schienen die Wetterbedingungen für Feuerameisen *immer* ideal zu sein, aber Leuten wie Dr. Rutledge zufolge, die wirklich etwas von der Materie verstanden, war das das beste Ameisenjahr überhaupt.

Dann war der Wasserpegel angestiegen. Nicht in einer einzigen heftigen Flut, die die Ameisen in ihren Nestern ertränkt hätte, sondern immer nur ein bisschen. Die Ameisen hatten sich auf höher liegende Gebiete zubewegt, dorthin, wo Menschen in der Regel Häuser bauten. Houston war die drittgrößte Stadt in Nordamerika. Heraus kam dabei etwas,

das Dr. Rutledge trocken als Mensch-Ameisen-Begegnungen nie gekanntes Ausmaßes bezeichnete, in deren Folge Tausende von Patienten die Notaufnahmen bevölkerten, und zwar nicht nur wegen Ameisenbissen, sondern auch wegen Kollateralschäden, wenn etwa Texaner sich bei dem Versuch, Ameisennester mit Benzin zu verbrennen, selbst in Brand steckten

Feuerameisen reagierten auf seltsame Signale, die Menschen nur erahnen konnten. So wurden sie anscheinend durch den Geruch von Ozon angezogen. Ozon konnte auf vielerlei Weise entstehen, in dieser Gegend geschah das vor allem in Relais von Klimaanlage. Ein Relais war ein großer elektrischer Schalter mit mechanischen Teilen, die sich richtig bewegten – das Ding, das hörbar klickte, wenn es ansprang. So gut wie alles andere hatte inzwischen auf integrierten Schaltkreis umgestellt, aber aus irgendeinem nur Elektroingenieuren bekannten Grund mussten Relais in Klimaanlage echte Metallteile haben, die zusammenkamen, um Kontakt herzustellen, oder sich voneinander fortbewegten, um ihn aufzuheben. Immer wenn das passierte, gab es einen kleinen Funken, der Ozon erzeugte. In diesem Teil der Welt wurden Klimaanlage typischerweise auf Betonplatten außerhalb des Hauses installiert. Durch die Lüftungsschlitze konnten vom Ozon angelockte Ameisen mühelos hineingelangen und die Relais ausfindig machen. Das Schicksal, das sie dort erwartete, bestand darin, entweder durch einen Stromschlag getötet oder beim nächsten Schaltzyklus mechanisch zerquetscht zu werden. Überreste toter Ameisen sammelten sich auf den Kontakten an und verschmutzten sie so stark, dass sie schließlich ausgetauscht werden mussten. Die Lieferkette für diese Relais er-

streckte sich bis nach China, wo ein Unternehmen inzwischen den Markt beherrschte. Es konnte die Teile nicht annähernd in der Geschwindigkeit produzieren und verschicken, die notwendig gewesen wäre, um die durch die Feuerameisen in Ost-texas zerstörten Teile zu ersetzen. Die Leute dachten sich notdürftige Übergangslösungen aus, aber das Ende vom Lied war, dass innerhalb kurzer Zeit die Orte, an denen Hunderttausende von Menschen lebten, unbewohnbar wurden. Manche Leute standen einen Sommer in Houston mit Fensterventilatoren durch, die meisten sahen sich jedoch nach Alternativen um. Was zunächst einmal die Belegung jedes Hotelzimmers im Großraum Houston bedeutete. Wohnmobile – wegen COVID-19, COVID-23, COVID-27 und der allgemeinen Unfähigkeit von Amerikanern, außerhalb des amerikanischen Kernlands auf Reisen zu gehen, sowieso schon hoch im Kurs – stiegen dramatisch im Preis, da Leute sie aufkauften und sich in ihre Einfahrten stellten. Die Leute wurden regelrechte Nomaden und fingen an, jeden legalen Campingplatz zu besetzen, den sie finden konnten, und wenn diese voll waren, begannen sie, illegal zu parken. Der springende Punkt war, dass diese Menschen über Mittel verfügten. Schließlich besaßen sie ja alle Häuser. Sie waren also *wohlhabende* Nomaden.

Für Rufus waren das alles nur Hintergrundgeräusche, die erklärten, warum es plötzlich so schwierig war, einen Platz zum Abstellen seines Anhängers zu finden oder Ersatzteile für seinen Generator zu kaufen. Deutlich wichtiger war der Anruf, den er Mitte Juli von Dr. Rutledge bekam.

In Wildschweinemägen sammelte sich mit der Zeit allerdhand unverdauliches Zeug an, bis die Tiere es schließlich erbrachen, um Platz zu machen. Jede Person, die eine Wild-

schweinfährte verfolgte, traf von Zeit zu Zeit auf Erbrochenes: ein Stück glänzenden Boden, wo die Flüssigkeit in der Sonne getrocknet war, übersät mit Schädeln, Kieferknochen und Hufen von Lämmern, Kindern, Kälbern, Ferkeln, Hunden, Katzen, aber auch Hundehalsbändern, Stöcken, Steinen, Plastikteilen und so weiter. Aus Angst, er könnte menschliche Überreste entdecken, sah Rufus nie so genau hin.

Ein paar Wochen zuvor, als er auf einem Anwesen zwischen Waco und College Station einen Auftrag ausführte, war er auf den größten Flecken Wildschwein-Erbrochenes gestoßen, den er je zu Gesicht bekommen hatte. Davon hatte er eine Probe abgekratzt und eingeschickt.

Bis die Ergebnisse eintrafen und er den Anruf von Dr. Rutledge bekam, waren Wochen vergangen und er war mehrere Hundert Kilometer weitergezogen. Dieser gewaltige Fleck Erbrochenes stammte von einem Wildschwein, das Schnauz nicht nur genetisch ähnlich, sondern Schnauz selbst war. Es lag eine perfekte genetische Übereinstimmung vor.

Nach diesem Telefonat brauchte Rufus ungefähr eine Stunde, um aus einer tiefen Benommenheit herauszukommen. Man hätte meinen können, er wäre in helle Aufregung geraten, doch stattdessen legte er sich tatsächlich für ein paar Minuten schlafen. Das war wohl, wie er fand, seine Art, sich vorzubereiten. Eine Kaltabschaltung von Körper und Geist vornehmen und dann das System für das, was da kam, rebooten. Wie Ahab am letzten Tag seiner epischen Jagd nach dem Weißen Wal bemerkte: *Dennoch dünkte mich oft, mein Hirn sei völlig still – zu Eis erstarrt, denn dieser alte Schädel knackt und knistert wie ein Glas mit Wasser, das zu Eis gefriert und es zerspringen lässt.*

Auf Google Earth suchte er die Stelle des erbrochenen Mageninhalts, nur um sich die Einzelheiten einzuprägen. Sie befand sich am Ufer eines ziemlich großen Zuflusses des Brazos, neben einer Suhle, die er dort bemerkt hatte. Seit diesem Tag war die Temperatur in dieser Gegend nie unter 38 Grad Celsius gefallen. Falls Schnauz so groß war, wie das Erbrochene andeutete, war er wohl gezwungen, ein Leben als Halb-Wassersäuger zu führen – anders konnte er die Hitze einfach nicht schnell genug loswerden, um zu überleben. Dass er über offenes Gelände von einem Einzugsgebiet zum anderen wechselte, war unwahrscheinlich. Mutmaßlich nutzte er die Flüsse wie ein Fernstraßennetz. Rufus schaute sich noch einmal Fotos an, die er von dem Erbrochenen gemacht hatte, und bemerkte ein Detail, das ihm bisher entgangen war: das Vorhandensein von Schildkrötenpanzern. Sogar von Fischgräten. Schnauz lebte im Wasser.

Rufus rief Beau Boskey an, der schon beim ersten Klingeln dranging. Beau stand gerade vor dem Abschluss einer Alligator-Aktion in Sugar Land, einem Vorort von Houston am unteren Brazos. Er hatte das Pontonboot. Er sagte, er würde es auf dem Anhänger zu einer ihm bekannten Einsatzstelle am Brazos südlich von Waco befördern. Und er habe ohnehin in diesem Teil von Texas zu tun, »wegen Mefgator«. Jedenfalls war es das, was Rufus gehört zu haben glaubte, in Beaus starkem Akzent, noch dazu über eine alles andere als stabile Mobilfunkverbindung. Eine fehlerhafte Aussprache von Megator, dem grünhäutigen Riesen aus MOTU? Das ergab keinen Sinn, aber es war ihm egal; für ihn zählte nur, dass er bald ein Walfangboot haben würde.

Rufus fuhr nach Osten, wo er die Stelle mit dem Erbrochenen noch einmal aufsuchen wollte, doch sie war von ansteigendem Wasser überschwemmt. Wahrscheinlich gut so. Er hatte die albtraumhafte Vorstellung, in einem solchen Flecken einen kleinen menschlichen Schädel zu entdecken, und er konnte die Zunge noch so sehr herausstrecken, dieses Bild ging ihm nicht aus dem Kopf. Während er auf Beau wartete, verbrannte er eine Menge Sprit, indem er beide Flussufer hinauf- und hinunterfuhr. Sie waren weitgehend von dichter Vegetation eingeschlossen. Nach texanischem Recht waren der Fluss und seine unmittelbaren Ufer öffentliches Land. Die Besitzer angrenzender Grundstücke hatten keine Veranlassung, sie von Bewuchs freizuhalten. Im Gegenteil, die sprichwörtliche Größe von Texas bedeutete, dass sie in der Regel anderswo noch Land besaßen, auf das sie ihre Energien in Sachen Rodung konzentrieren konnten. Die ökonomisch wertlosen Grundstücke am Fluss freizuhalten würde es nur irgendwelchem Bootsgesindel erleichtern, heraufzukommen und hier unbefugt einzudringen. Die Ufer des Brazos waren also im Großen und Ganzen ein Dschungelstreifen aus wild wucherndem Gestrüpp, ein perfekter Lebensraum für Wildschweine, die sich hier zum Abkühlen im Fluss suhlen, ihre Körper zum Abkratzen von Parasiten an Baumwurzeln scheuern und nachts in benachbarte Farmen einfallen konnten. Aktivitäten, die in Summe eine Spur aus Sachschäden, Kot, Erbrochenem, Fährten und erbosten Farmern hinterließen, die Rufus in Geld umzuwandeln gelernt hatte. Die Hauptfrage, die er beantworten musste, lautete: Hatte sich Schnauz von diesem Punkt aus flussauf- oder flussabwärts bewegt?

Bis Beau oben in Travis – der dem erbrochenen Mageninhalt am nächsten gelegenen Stadt von nennenswerter Größe – angekommen war, hatte Rufus sich davon überzeugt, dass die Antwort »flussaufwärts« lautete – also grob nach Norden, in Richtung Waco. Sobald Beaus Pontonboot im Wasser war, brachen sie in diese Richtung auf. Es war eine wenig elegante Art zu reisen, bei der sie immer ein paar Kilometer am Stück den mäandernden Fluss hinauftuckerten, gefolgt von Beaus Schwiegersohn Reggie, der in Beaus Pick-up für jeden Kilometer, den das Boot zurücklegte, zehn Kilometer fahren musste. Wenn Straße und Fluss zusammenkamen, hielten sie an, und Reggie brachte Rufus zurück zum Ausgangspunkt, von wo sie alle Fahrzeuge flussaufwärts fuhren und parkten. Das fühlte sich quälend langsam an. Sie brauchten jedoch nur schneller voranzukommen als Schnauz.

Ein paar solcher Tage brachten sie ins Zentrum von Waco. Dort teilte sich der Fluss inmitten eines Parks, wo ein kleinerer Zufluss, der Bosque, sich in den Hauptstrom ergoss. Ein paar Kilometer vor dem Zusammenfluss war der Bosque, gleich neben dem Flughafen, zum Lake Waco aufgestaut worden. Der Brazos dagegen floss langsam dem Herzen von Texas entgegen. Für die Schnauz-Expedition war das also buchstäblich eine Weggabelung. Es gab gute Gründe, etwas Zeit und Sorgfalt aufzuwenden, um sicherzustellen, dass sie nicht die falsche Abzweigung nahmen.

Ein Hindernis waren ihre großen Fahrzeuge. In offenem Gelände stellten sie kein Problem dar, aber in dem belaubten Viertel von Waco, wo der Fluss sich gabelte, war kein Platz dafür. Rund um den Lake Waco gab es zwar eine Reihe von Campingplätzen mit Wohnmobilstellplätzen, und in je-

dem anderen Jahr wären ein paar davon frei gewesen, aber jetzt waren sie wegen des Problems mit den Feuerameisen und den Relais alle besetzt. »Relaisfugees« hatten entlang der Straßen, die sich durch das bewaldete Land zwischen See und Flughafen schlängelten, ungenehmigte Campingplätze errichtet, und sie griffen auf offene Flächen über, wo immer sie welche fanden. Wie bei jeder menschlichen Ansiedlung gab es gute und schlechte Grundstücke. Gut war ein legaler Campingplatz am Seeufer, erhöht und trocken. Schlecht war ein illegaler, sumpfiger und im Wald gelegener. Mit einer Kombination aus Penetranz, Sozialkompetenz und Bestechung gelang es Beau, ihnen einen Platz zu sichern, der nur halbwegs schrecklich und groß genug war, um aus Rufus' Dually, seinem Wohnwagen, Beaus Pick-up und dem Tieflader, den er zum Transport des Pontonboots benutzte, ein kleines Lager zu errichten. Beaus Frau Mary flog von Lake Charles, dem Heimatstandort des Boskey-Clans, herauf, und sie hielten sich für zwei Tage an diesem Ort auf, während Rufus auf einem Schlauchboot, das Beau normalerweise hinten an seinem Pontonboot befestigte, beide Flussarme erkundete.

Beau war alles, was Rufus nicht war: entspannt auf dem Wasser, an großen Reptilien interessiert, gesellig, heiter, tagaktiv und verheiratet. Vor den Toren von Lake Charles hatten er und Mary am Rand von etwas, das die meisten Leute einen Sumpf genannt hätten, drei Kinder großgezogen. Ihre älteste Tochter hatte Reggie geheiratet, der aussah wie der rechtmäßige Erbe von Beaus Alligator-Bekämpfungsunternehmen. Wobei Beau keineswegs vorzuhaben schien, sich in nächster Zeit zur Ruhe zu setzen. Er schien eher der Typ zu sein, der weitermachte, bis er aufgrund von Herz-Kreis-

lauf-Problemen in Verbindung mit seiner Ernährung (ziemlich genau so, wie man sich das vorstellt) und seiner sitzenden Lebensweise (er saß tagein, tagaus in Booten) tot umfiel. Und das würde er gut gelaunt und umgeben von Fotos seiner Enkel tun. Drei davon waren Reggies Kinder, mit denen dieser vierzehn Stunden am Tag über Handy in Kontakt zu sein schien. Manchmal hielt er sein Handy Rufus hin, und der zuckte zusammen, wenn er mehrere Kinder sah und die Kinder ausriefen: »Hallo, Red!«, und er gezwungen war, irgendwie zu reagieren. Aus dem, was sie zu ihm sagten, konnte er schließen, dass Beau respekt-, ja sogar liebevoll über ihn gesprochen hatte. Mary ihrerseits schien, nachdem sie aufgetaucht war und die Leitung des kleinen Lagers übernommen hatte, Rufus' Entschlossenheit, Schnauz zu finden und zu töten, ungewöhnlich aufgeschlossen und tolerant gegenüberzustehen. Rufus fragte sich, was wohl dort, wo sie herkam, als normal galt.

Ein interessanter Aspekt an Campingplätzen war die Art, wie plötzlich eine kleine Gesellschaft auf Zeit einschließlich der sozialen Hierarchie und den damit einhergehenden Dramen aus eher dauerhafteren Siedlungen entstand. Und dieser Ort war komplizierter als die meisten anderen. Manche Leute waren mit einem luxuriösen Wohnwagen hinter ihrem Cadillac Escalade gekommen – das waren in der Regel die Feuerameisen-Relais-Flüchtlinge. Es gab eine Mittelschicht aus sogenannten Snowbirds, die aus der Mud Bowl – dem weitläufigen, durchnässten Dreieck ehemaligen Kernlands entlang der Täler des Missouri und Mississippi, das heutzutage permanent überschwemmt zu sein schien – fortgezogen waren. Die Unterschicht bildeten Menschen verschiedener

Herkunft, die jedoch ziemlich häufig Spanisch sprachen und in Zelten im Wald wohnten, über die blaue Planen geworfen oder gespannt worden waren, um zusätzlichen Schutz vor Sonne oder Regen zu bieten. Von ihnen hatten viele offenbar Arbeit gefunden: Sie kochten, putzten oder verrichteten kleinere handwerkliche Arbeiten für die reicheren Wohnwagenbewohner. Deshalb kam es entlang des Rufus/Beau-Lagers zu einem regelmäßigen Fußgänger- und Fahrradverkehr, wenn sich diese Leute zwischen ihren tiefer im Wald gelegenen Camps und den besser entwässerten Stellplätzen, wo die Mega-Wohnmobile inmitten des Summens von Generatorabgasen und einem von Insekten wimmelnden Lichtschein thronten, hin und her bewegten.

Es gab eine alte Gruselgeschichte, die Kinder sich mindestens seit der Zeit, als Rufus ein kleiner Junge gewesen war, gegenseitig erzählten und deren Pointe lautete: »Der Anruf kommt aus dem Haus!« Ein solcher Moment ergab sich an ihrem dritten Tag im Lager am Lake Waco, als Rufus herausfand, dass sich Schnauz und seine Rotte die ganze Zeit innerhalb eines Radius von anderthalb Kilometern um sie herum befunden hatten.

Das Ganze war eine unvorhergesehene Folge von Beaus plötzlich erwachtem Interesse an einem sehr großen »Methgator«, der irgendwo am Seeufer lauern sollte. Das und nicht »Mefgator« war nämlich der Begriff gewesen, den er in dem Handytelefonat verwendet hatte. Beau unterschied sich auch darin von Rufus, dass er leicht abzulenken war. Und so ging es eines Tages plötzlich nur noch um diesen angeblichen Methgator. Die Wildschweine waren auf später verschoben

worden. Alligatoren dieser Größe waren in Waco allerdings weitaus ungewöhnlicher als Wildschweine, das hatte die Geschichte immerhin für sich.

Beaus Annahme erschien Rufus unglaublich, auch wenn sie in aller Ernsthaftigkeit geäußert worden war. Alligatoren lebten in Flüssen, in denen letztlich alles Abwasser landete. Moderne Stadtverwaltungen bemühten sich, ihr Abwasser aufzubereiten, aber früher oder später musste es ja irgendwohin fließen. Die Abwasseraufbereitung war dazu ausgelegt, Fäkalien herauszufiltern, aber nicht viel anderes. Komplizierte Moleküle wie Pharmazeutika passierten die Kläranlage mehr oder minder unverändert. Beweise für den Drogenkonsum einer Bevölkerung, ob legal oder illegal, konnte man in ihrer Kanalisation finden.

Meth-Kocher waren notorische Zweckentfremder des Abwassersystems. Darüber hinaus waren sie berüchtigt dafür, das Abwassersystem zu umgehen, auch wenn es eins gab – was an den Orten, wo Meth-Kocher sich aufzuhalten pflegten, oft nicht der Fall war. So oder so fand also eine Menge Meth seinen Weg in Flüsse. Alligatoren rochen es und begaben sich selektiv die Flussarme hinauf, dorthin, wo der Geruch am stärksten war und sie zielsicher illegale Drogenlabore ansteuerten. Irgendwo am Ufer dieses Sees kochte jemand Meth und hatte damit diesen Clan von Methgators angelockt, die nach allem, was Beau wusste, vielleicht vom Golf von Mexiko bis hier herauf der Geruchsspur gefolgt waren.

Da das Schlauchboot sich immer noch auf der flussabwärts gelegenen Seite des Damms im Bosque befand, ließen sie das Pontonboot im Lake Waco zu Wasser und tuckerten einen ganzen Abend lang umher, immer auf der Suche nach

der Art von Umgebung, die Beau zufolge großen Alligatoren und Meth-Kochern gleichermaßen geeignet erscheinen würde. Rufus, der mit von der Partie, aber sehr unruhig war, sah dieselben Stellen unweigerlich mit den Augen einer Rotte Wildschweine. Allmählich wuchs in ihm eine nagende Sorge über mögliche unvorhersehbare Folgen, die sich aus spontanen Interaktionen zwischen Alligatoren und Wildschweinen ergeben könnten. Er hatte das Infrarotzielfernrohr von seinem Gewehr abmontiert. Nach Einbruch der Dämmerung fing er an, sumpfige Einbuchtungen entlang des Ufers damit abzusuchen. Beau erinnerte ihn zum hundertsten Mal daran, dass Alligatoren keine Warmblüter waren: ein Witz, den er nie satt bekam. Doch Rufus hielt nicht nach Alligatoren Ausschau.

Als sie um eine Landzunge kamen, sahen sie eine kleine Bucht, in die sich aus einem Einschnitt im Land vermutlich ein kleiner Bach ergoss. Im Infrarotzielfernrohr war die Grenze zwischen Wasser und Land eine massive, sich windende weiße Masse. An ihren Rändern konnte Rufus einzelne Silhouetten mit der vertrauten konkaven Kopfform des *Sus domesticus* erkennen. Im offenen texanischen Weideland hätte diese Rotte als groß, aber nicht erstaunlich gegolten. Sicher über zwanzig Tiere, aber nicht mehr als dreißig. Hier am See, der von Häusern umgeben war, wirkte sie ziemlich gigantisch. Rufus starrte sie mit offenem Mund an, begann, seinen Sinnen zu misstrauen, versuchte, sich klarzumachen, wie sie an diesen Ort gelangt waren und woher sie Nahrung bekamen, als eine Silhouette, die viel größer war als die anderen, sich aus der Masse herauschälte und an eine höher gelegene Stelle trottete.

Rufus hatte genug Schweinekörpersprache gesehen, um zu wissen, dass dieses Wesen von irgendetwas aufgeschreckt worden war. In Anbetracht der Windrichtung höchstwahrscheinlich von ihrem Geruch. Das riesige Schwein schwenkte den Kopf hin und her, und Rufus wusste, dass er, wenn er ihm näher gewesen wäre, gehört hätte, wie es Luft in die Nasenlöcher zog. Im Profil betrachtet, war der Kopf flacher, weniger gewölbt als der des *Sus domesticus*. Dieses Tier war näher am eurasischen Wildschwein.

Genau diesen Moment wählte Reggie, um sich mit einem Knacken eine Bierdose aufzumachen.

Schnauz wandte sich ihnen zu und blickte sie direkt an.

Selbst wenn am Zielfernrohr das Gewehr befestigt gewesen wäre, hätte Rufus nicht geschossen. Ein abgelenktes Geschoss würde über die Landzunge, auf der Schnauz stand, hinweg- und noch über einen halben Kilometer weiter auf den jenseits davon gelegenen Campingplatz zufliegen. Und für einen Pistolenschuss waren sie zu weit entfernt. »Fahr hin!«, sagte Rufus zu Beau, der am Steuer war. »Fahr los, dahinten rein!« Beau schob den Gashebel nach vorne und riss das Boot herum, doch als Rufus die Bucht das nächste Mal zu Gesicht bekam, waren die Schweine weg. Ein paar Nachzügler konnte er noch im Gestrüpp weiter landeinwärts verschwinden sehen, aber Schnauz war wie vom Erdboden verschluckt.

Das passierte gegen Mitternacht. Innerhalb der darauffolgenden sechzehn Stunden entwickelten sich die Dinge auf eine Weise, die ein hypothetischer Journalist oder Detektiv später vielleicht mit Stecknadeln und Bindfaden auf einer wandgroßen Landkarte des Lake Waco anhand von Tabellen und Zeitachsen hätte nachvollziehen können, doch für

Rufus herrschte damals einfach nur Chaos. Dinge passierten so schnell, dass er gar nicht reagieren konnte.

Seine schlechteste Entscheidung war womöglich die, ruhig zu bleiben. Was ja durchaus vernünftig erschien. Jahrelang hatte er Schnauz durch ganz Texas verfolgt. Jetzt wusste er fast genau, wo das Vieh sich befand. Mehr als eine bestimmte Geschwindigkeit schaffte es nicht. Schnauz und seine Rotte würden eine Spur aus Kot und Flurschäden hinterlassen; ihnen auf den Fersen zu bleiben, würde so leicht sein wie die Verfolgung einer Panzerdivision über einen Golfplatz.

Solange Schnauz sich in einem bewohnten Gebiet aufhielt, musste Rufus einen kühlen Kopf bewahren, nahe herankommen und eine Schrotflinte oder so etwas benutzen. Nachdem er in den noch verbliebenen Nachtstunden vergeblich versucht hatte, ein wenig die Augen zuzumachen, schlief er paradoxerweise im Morgengrauen ein und wurde erst am Vormittag wieder wach. Er fuhr hinunter an die Stelle am Ufer des Bosque, wo er, etwas unterhalb des Staudamms, das Schlauchboot festgemacht hatte, und begab sich damit bis hinauf an den Überlauf. Dort stöberte er ein paar Minuten lang im Wald herum, bis er die Stelle fand, wo Schnauz und seine Rotte ein oder zwei Tage zuvor aus der Schlucht heraus auf den Damm geklettert waren. Oben angekommen, war es ihnen ein Leichtes gewesen, die steinige Böschung auf der Seeseite bis zum Wasser hinabzutrippeln, und dort hatten sie sich ihre Richtung aussuchen können. Die eleganteste Art, das nachzuvollziehen, bestand für Rufus im Einsatz der Drohne.

Er hockte an dem mit Steinen bedeckten Fuß des Damms auf der Seeseite, als ein Blitz den dunkelroten Himmel im

Westen zerriss. Bevor der Regen einsetzte, hatte Rufus gerade noch Zeit, den Damm wieder hoch- und auf der grasbewachsenen Seite hinunterzukraxeln, um sich zu vergewissern, dass das Schlauchboot fest an einem Baum vertäut war. Während er zu seinem Dually rannte, wurde er nass bis auf die Haut, was ihm wegen der Hitze allerdings nicht so viel ausmachte. Der Regen wurde so stark, dass Rufus nicht imstande gewesen wäre loszufahren, und so blieb er einfach hinterm Lenkrad sitzen, bis das Dröhnen auf dem Dach etwas nachließ und er das Gefühl hatte, gefahrlos in höher gelegenes Gelände fahren zu können.

Als der Sturm sich endlich legte, war es weit nach Mittag, und er hatte das starke Gefühl, dass er die vergangenen zwölf Stunden mit genau den falschen Dingen an den falschen Orten verplempert hatte und jetzt hoffnungslos hintendran war. Im Lager war alles Mögliche in Gang gekommen. Irgendein junger Mensch düste auf einem dieser offenen Geländefahrzeuge herum, die auf Viehfarmen mehr oder minder die Pferde verdrängt hatten. Neben ihm saß ein älterer Mann mit einer Schrotflinte. Nachrichten vom Boskey-Clan hatten durchweg mit Alligatoren zu tun. Im Lager ging das Gerücht, irgendjemandes Hund sei verschwunden und vermutlich gefressen worden. Beau versuchte, den Leuten begrifflich zu machen, dass er die Angelegenheit mit den Alligatoren in Ordnung bringen könnte, wenn sie sich nur beruhigten, aber die Typen auf dem Quad waren auf hundertachtzig und nicht ansprechbar.

Angesichts all dieser Eindrücke bekümmerte es Rufus, dass der Wildschweinrotte überhaupt keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wenn tatsächlich Haustiere verschwanden,

konnte der Schuldige ebenso gut Schnauz sein. Und auf einem Quad herumzudüsen, war jetzt wirklich das Letzte, was man tun sollte. Gerade solcher Fahrzeuge bedienten sich die Leute, um in offenem Gelände Wildschweine zu jagen und zu massakrieren. Vermutlich war so manches Tier aus Schnauz' Rotte schon von solchen Fahrzeugen gejagt worden.

Schließlich fuhr Rufus, um herauszufinden, wer wo war, die Straßen rund um das Lager und den Wald auf und ab. Eine dieser Straßen verlief entlang des Flugplatzzauns. Darauf war er um 16:06 Uhr unterwegs, als Schnauz mit seiner gesamten Rotte im Schlepptau aus dem Wald rechts von ihm hervorbrach und hundert Meter vor ihm über die Straße stürmte.

Der Zaun des Flugplatzes würde ihn aufhalten, hätte man meinen können. Schweine besaßen jedoch die besondere Gabe, Schlupflöcher zu erschnüffeln und unter Hindernissen hindurchzukommen. Als Dr. Rutledge während ihres ersten Gesprächs mit ihm die Worte »Moby Pig« ausgesprochen hatte, hatte sich ein nagender Gedanke – damals nur der Hauch einer Idee – in Rufus' Kopf eingenistet. Es war ein bisschen so wie bei einem Mann in einem gewissen Alter, in dessen Nasenloch ein störrisches Haar zu kitzeln begann, anfangs kaum merklich und nur sporadisch, dann aber immer stärker, bis er sich der Sache annahm und es abschnitt. Dieses Wort »Moby« hatte, wie es schien, eine flüchtige Erinnerung in ihm geweckt. Doch erst als er wieder einmal nach Lawton gefahren war, um einige seiner Comanchen-Verwandten zu besuchen, hatte er sie zuordnen können.

Die Comanchen waren ursprünglich Shoshonen gewesen, die aus dem Norden gekommen waren und eine Sprache gesprochen hatten, die natürlich kein Wort für »Schwein« enthielt. Als sie im heutigen Texas auf diese fremde Spezies getroffen waren, mussten sie einen neuen Begriff für sie erfinden. Dieser lautete *muubi pooro*. Die Aussprache unterschied sich leicht in den verschiedenen Gruppen von Comanchen. Das erste der beiden Wörter bedeutete »Nase«, das zweite so etwas wie »Werkzeug« oder »Waffe«.

Die Bedeutung war klar: Schweine benutzten ihre Nasen sowohl als Werkzeuge (Schaufeln zum Graben) wie auch als Waffen (Hauer zum Aufschlitzen). Es ergab sich einfach so, dass »Moby« wie »muubi« klang. Rufus vermutete, dass Dr. Rutledges Wendung »Moby Pig« im staubigen Verteilerkasten seines Gehirns mit *muubi pooro*, einem Begriff, den er seine Comanchen-Verwandtschaft hatte verwenden hören, querverdrahtet worden war und in seinem Kopf diesen quälenden Juckreiz erzeugt hatte.

Nachdem er das alles auseinanderklamüsert hatte, hatte er sogar Grund gehabt, sich zu fragen, ob das *moby* in »Moby Dick« nicht irgendwelchen indianischen Wurzeln entstammte. Pottwale benutzten nämlich genau wie Schweine ihre Nase als Waffe.

Die Relevanz dieses Sachverhalts für die aktuelle Situation ergab sich wie folgt: Mithilfe ihrer Nasenwaffen konnten Schweine sich unter so gut wie jedem Hindernis hindurchwühlen. Unmittelbar vor Rufus befand sich links von ihm ein höchstens sechs Meter breites Stück Flughafenzaun, das von Weinranken überwuchert war, vermutlich, weil es dort Wasser gab. Es musste ein tiefliegendes, weiches Fleckchen Erde

sein, wo eine Art unterirdische Entwässerung vor sich ging. So etwas konnten Schweine aus anderthalb Kilometern Entfernung riechen. Die Auswaschung unter dem Zaun war groß genug, um Schnauz hindurchzulassen. Was üppig Platz für jedes andere Schwein in seiner Rotte bedeutete. Schon bald stürmten sie zu dritt oder viert nebeneinander unter dem Zaun hindurch. Auf der Rollfeldseite des Zauns hielten sie kurz inne. Dann rannten sie, angetrieben von irgendetwas, das sie schon vorher in Panik versetzt hatte, über das offene Gelände dort: den Flughafen.

Rufus brachte seinen Truck gerade rechtzeitig zum Stehen, um nicht den Alligator zu überfahren, der hinter den Schweinen herrannte. Während er dieses Tier, das so lang war, dass es beide Spuren der Schnellstraße blockierte, noch bestaunte, nahm er links ein lautes Geräusch wahr. Er wandte den Blick dorthin und sah ein kleines Düsenflugzeug, dessen Fahrwerk die Landebahn streifte. Blut spritzte, als die Maschine mit einem oder mehr Wildschweinen kollidierte, nach rechts schleuderte und falsch und hart auf ihrem Bugfahrwerk aufkam.

Danach war es nur noch eine lange, schlingende, rutschende Katastrophe. Ein ganzer Abschnitt des Zauns ging zu Boden. Rufus jagte seinen Truck darüber und kam der Maschine so nah, wie er es angesichts der Möglichkeit eines Feuers für vernünftig hielt. Er war schon halb zur Autotür hinaus, als er den Alligator direkt an sich vorbeirennen sah. Er griff nach hinten und nahm seine Kalaschnikow von der Gewehrhalterung im Rückfenster des Trucks. Damit hatte er schon die Hälfte des Weges bis zum Flugzeug zurückgelegt, als ihm in den Sinn kam, sich zu fragen, was schockierte Beobachter

im Kontrollturm wohl von einem braunhäutigen Mann halten würden, der mit einem Sturmgewehr in der Hand um ein abgestürztes Flugzeug herumstrich.

Doch für ein paar Minuten fesselten dringendere Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit. Als der Alligator tot und das blutende Bein des verletzten Mannes abgebunden war, wandte er der Szene den Rücken zu und ging hinüber zu der Stelle auf der Landebahn, wo Schnauz auf der Seite lag. Seine Hinterläufe waren offensichtlich gelähmt. Blut lief aus seinem Anus und seinen bebenden Nasenlöchern.

Bestimmt vierhundert Kilo. Vielleicht würden die Cops ihn später wiegen und offizielle Zahlen veröffentlichen.

Schnauz war benommen, die Augen halb geschlossen. Er hatte immer noch dieses alte Fleckenmuster auf seiner *muubi*.

Seine Nasenlöcher zuckten, als er Rufus' Geruch wahrnahm. Seine Augen gingen auf, und er schüttelte den Kopf. Doch Rufus war zu schlau, um sich in Reichweite dieser fünfzehn Zentimeter langen Hauer aufzuhalten. In jedem Fall lieferte es ihm den Anstoß, zu tun, was getan werden musste, nämlich vier 7,62-Millimeter-Geschosse in Schnauz' Gehirn zu feuern.

Er stand immer noch weinend dort, als die blonde Frau von der Bruchlandung zu ihm kam und fragte: »Ist mit Ihnen alles in Ordnung, mein Freund?«

Als deutlich wurde, dass die Leute mit den Messern lediglich daran interessiert waren, sich mit Fleisch von den toten Wildschweinen und dem Alligator zu versorgen, verließ das Team der Königin das Flugzeug und begann, das Gepäck zusammenzusuchen. Manches davon war durch eine kaputte Tür

in die Kabine gepurzelt, und der Rest war aus dem hinteren Teil der Maschine herausgefallen, nachdem das Heckleitwerk abgerissen war. Willem und Alastair halfen Johan, dem Co-Piloten, der eine Gehirnerschütterung erlitten hatte, aus dem Cockpit und dann aus dem Flugzeug hinaus. Lennert verließ auf einem Bein hüpfend das Wrack. Für jemanden, der eine so schwere Verletzung erlitten hatte, schien das keine gute Idee zu sein, aber aus einem aufgerissenen Flügeltank in der Nähe der Stelle, wo er gelegen hatte, war Treibstoff ausgelaufen, und er hatte über mögliche Folgen nachgedacht.

Nicht weit davon entfernt stand auf einem platt gefahrenen Teil der Flugplatzumzäunung ein großer Pick-up-Truck. Sein Besitzer, der aderpressenkundige Mann mit der Kalaschnikow, hatte ungefähr zweihundert Meter weiter hinten auf der Landebahn, wo der eigentliche Zusammenstoß zwischen Flugzeug und Schweinen stattgefunden hatte, irgendetwas vor. Kurz zuvor hatte der Mann in umgangssprachlichem Englisch vorausgesagt, dass die Feuerwehr ihnen wegen vermeintlicher Sicherheitsrisiken nicht zu Hilfe kommen würde. Bislang hatten die Ereignisse beziehungsweise das Ausbleiben derselben ihm recht gegeben. Sirenengeheul wurde hörbar, aber nicht lauter. Oberste Priorität für die Königin hatte jetzt, da alle Mitglieder ihres Teams in sichere Entfernung von dem Flugzeug gelangt waren, dass Lennert und Johan in ein Krankenhaus gebracht wurden. Das einzige fahrtüchtige Transportmittel, das sie in der näheren Umgebung sehen konnte, war der Pick-up-Truck dieses Mannes. Also machte sie sich auf den Weg zu ihm, um ihn anzusprechen. Während sie über aufgewühlten Rasen auf ihn zusteuerte, sah sie, wie ein zweites ähnliches Fahrzeug neben seins fuhr und

anhielt. Auf dessen Tür war ein Cartoon-Alligator aufgemalt. Auf der Fahrerseite stieg eine Frau aus. Sie schien vornehmlich an dem Mann mit der Kalaschnikow interessiert zu sein, aber nicht in dem Sinne, dass sie ihn als Bedrohung ansah. Sie sorgte sich um ihn.

Das ermutigte Frederika Mathilde Louisa Saskia dazu, geradewegs zu dem Mann hinzugehen, auch wenn er gerade einem ungeheuer großen Wildschwein, das auf der Rollbahn lag, aus nächster Nähe vier Kugeln in den Kopf gefeuert hatte.

Danach nahm er mit Bedacht das Magazin aus der Waffe, lud durch, um die noch im Patronenlager befindliche Patrone zu entfernen, und warf das Gewehr auf den Boden. Er schluchzte.

In seinem aufgewühlten Zustand brauchte er einen Moment, bis er ihren Gruß erwiderte. Während sie darauf wartete, dass er sich beruhigte, blickte sie sich um und bemerkte, dass Amelia – jetzt ihre kommissarische Sicherheitschefin – ihr bis hierhin gefolgt war. Sie umklammerte immer noch mit beiden Händen ihre nach unten gerichtete Pistole, während ihr Blick vor allem dem schluchzenden Mann galt, hin und wieder aber auch in Erwartung von sich nähernden Schweinen, Alligatoren und Messer schwingenden Plünderern umherschweifte.

Die Königin blickte hinüber zu den Pick-ups. Die Frau, die aus dem zweiten Fahrzeug gestiegen war, kam, so schnell sie in Anbetracht ihres fortgeschrittenen Alters und ihres den meisten Amerikanern und Amerikanerinnen eigenen Übergewichts konnte, auf sie zu. »Amelia«, sagte die Königin, »gehen Sie und fragen Sie die Frau, ob sie Lennert und Johan ins Krankenhaus bringen kann. Sie ist freundlich gesinnt.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Amelia. Und ergänzte, sich auf ihre Kinderstube besinnend, »*Uwe Majesteit*«. Ihre Eltern waren aus Surinam nach Rotterdam gekommen. Sie war in armen und strengen Verhältnissen aufgewachsen, im Militärdienst aufgeblüht und penibel mit Umgangsformen und Hierarchie.

»Nennen Sie mich hier nicht so.«

»Wie soll ich Sie denn nennen, *mevrouw*?«

Die Frage hing noch in der Luft, als der Königin ein neuer Gedanke durch den Kopf schoss, nämlich dass sie und ihr Team gerade illegal ins Land eingereist waren.

Vermutlich würde es irgendeinen gesichtswahrenden Weg geben, das alles wieder ins Lot zu bringen. Doch bis zu einer ordentlichen Klärung der Angelegenheit wäre es wahrscheinlich am klügsten, nicht herumzulaufen und die Tatsache, dass sie war, wer sie war, an die große Glocke zu hängen. Für die Boulevardzeitungen wäre das ein gefundenes Fressen. Sie würden niemals glauben, dass der Absturz unvermeidbar gewesen war. Stattdessen würden sie die Königin als dumm, überfordert und unqualifiziert hinstellen.

Und damit hätten sie sich noch gar nicht an der Frage festgebissen, warum sie überhaupt nach Texas gekommen war.

»Saskia.«

Amelia runzelte die Stirn, befolgte aber widerstrebend den Befehl und ließ »Saskia« mit dem schluchzenden Wildschweintöter allein. Ihre Pistole steckte sie ins Holster, das sie im Kreuz trug, und rannte mit großen Schritten auf die Frau aus dem Pick-up zu.

Ungefähr in dem Moment fasste sich der Mann und wandte sich Saskia zu. Er zog das T-Shirt von seinem flachen

Bauch hoch und wischte sich damit Tränen und Schweiß vom Gesicht. Das hätte Saskia am liebsten auch getan. Ihr war plötzlich bewusst, wie sehr sie in der kurzen Zeit seit ihrem Ausstieg aus dem Flugzeug geschwitzt hatte.

Sie trug nicht viel Make-up, fragte sich aber, wie groß der Schaden wohl wäre, wenn sie es täte. Fenna könnte das ja später in Ordnung bringen, wenn sie bloß aufhören würde, sich wegen der Bruchlandung so anzustellen.

Der Mann drehte den Kopf zur Seite und streckte auf eine Weise die Zunge heraus, die sie an neuseeländische Ureinwohner beim Hakatanz erinnerte. Sie fragte sich, ob er wohl, zumindest teilweise, ein Pazifikinsulaner war.

Nachdem er das erledigt hatte, wandte er sich schließlich ihr zu.

»Ma'am.«

»Danke, dass Sie meinem Freund geholfen haben. Wir werden ihn ins Krankenhaus bringen. Ihr Messer bekommen Sie dann zurück.«

Der Mann blickte an Saskia vorbei, ließ die Szene auf sich wirken. »Mary wird Ihnen helfen. Alles wird gut. Brauchen Sie sonst noch was?«

Von einem Mann in diesem Zustand schien ihr das ein bemerkenswert großzügiges und offenes Angebot zu sein. Saskia blickte ihn scharf an, um festzustellen, ob das sarkastisch gemeint war. Er erwiderte ihren Blick nicht und sah stattdessen flüchtig zu dem toten Keiler. »Ich habe keine Aufgabe mehr«, erklärte er. »Muss mir irgendwas suchen.«

»Nun, könnten Sie uns zum Beispiel von hier fortbringen?«, traute sich Saskia zu fragen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn sie ein paar Extrawendungen wie *rein hypo-*

thetisch oder *prinzipiell*, mal *angenommen*, wir würden Sie darum *bitten* eingefügt hätte, aber nun war es eben so herausgekommen. »Wir können Sie bezahlen.«

»Cash?«

»Wenn Ihnen das lieber ist.«

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Houston.«

»Gibt es irgendwelche juristischen Komplikationen, von denen ich wissen sollte?«

Saskia zuckte die Schultern. »Mit der Grenzkontrolle vielleicht? Aber da ist nichts zu machen.« Jetzt dachte sie etwas genauer über die Frage des Mannes nach und begriff, worauf er hinauswollte. »Keine Drogen oder Ähnliches, falls Sie an so was gedacht haben.«

Er zögerte, bemüht, der Geschichte irgendeinen Sinn abzugewinnen. Nicht, dass er ihr nicht traute. Es war einfach alles sehr seltsam. Das konnte sie sehen. Es fehlte an Schlüsselinformationen.

»Ich bin die Königin der Niederlande«, verriet Saskia ihm. »Und bin in geheimer Mission zur Rettung meines Landes hier.«

»Rufus. Die meisten Leute nennen mich Red. Meine nicht so geheime Mission ist jetzt erfüllt.« Er warf einen flüchtigen Blick auf den massigen toten Keiler und wiederholte die merkwürdige Geste des Zungeherausstreckens.

»Es freut mich, Sie kennenzulernen, Red.« Nach einem verschwitzten Händedruck gingen sie in Richtung Flugzeug los. Vorher musste sie ihn aber noch daran erinnern, dass er sein Gewehr nicht auf dem Boden liegen ließ. Der mit dem Alligator verzierte Pick-up bewegte sich auf Lennert zu, wäh-

rend Amelia hinten auf der Ladefläche stand und die Freiluft-Schweine-und-Reptilien-Metzgerei im Auge behielt.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, Königin.«

»Das sagt kein Mensch. ›Eure Majestät‹ wäre die richtige Anrede. Aber bitte lassen Sie das. Nennen Sie mich einfach bei meinem Rufnamen. Saskia.«

»Sie wollen geheim halten, dass Sie hier sind? Geht es darum?«

»Die Sache sollte eigentlich diskret behandelt werden. Die Leute sollten nicht wissen, dass ich nach Texas komme.«

»Wie viele sind Sie?«

»Fünf, wenn die Verletzten ins Krankenhaus kommen. Aber Willem sollte vermutlich mit ihnen fahren. Also vier.«

»In drei Minuten können Sie auf ein Boot gehen.«

»Auf dem See?«

»Fluss. Dem Bosque. Der da drüben in den Brazos fließt.«

»Brazos?« Saskia kannte die spanische Bedeutung des Wortes, war sich aber nicht sicher, wie Rufus es verwendete.

»Arme Gottes«, sagte Rufus. »Das ist der breite Fluss, der runter nach Houston fließt. Die Spanier haben ihn so genannt. Keine Ahnung, warum. Sie hatten eine komische Art, Dinge zu benennen. Krankhaft religiös.«

Für sie hörte sich das gut an. »Müssten wir während dieser drei Minuten irgendwelche Straßensperren von Rettungsdiensten oder so was passieren?« Ungefähr einen Kilometer entfernt verdichtete sich nämlich auf der anderen Seite des Flughafens eine beeindruckende Linie von roten und blauen Signalleuchten.

»In den Brazos münden keine Straßen.«

»Alle aus dem Flugzeug draußen?«, fragte Rufus, bevor er es in Brand steckte. Das war eine ziemlich abrupt erfolgende Maßnahme seinerseits, angesichts deren Saskia kurz überlegte, ob es wirklich so klug gewesen war, das Schicksal ihres Teams einem unbekanntem Desperado anzuvertrauen. Während sie aber davonrasten und die auflodernden Flammen nur noch Bilder in den zahlreichen und unglaublich großen Rückspiegeln des Pick-ups waren, wurde ihr der Sinn dieser Maßnahme klar. Auf der anderen Seite des Flughafens würden sich in den paar Sekunden, die Rufus' Fahrzeug brauchte, um sich mit rasender Geschwindigkeit von der Unfallstelle zu entfernen und im Wald zu verschwinden, alle Blicke auf das Feuer richten. Der Jet war ohnehin ein Totalschaden.

Vielleicht übte sie hier aber auch zu große Nachsicht mit Rufus, indem sie sich im Nachhinein Erklärungen für die Handlungen eines geistig Verwirrten ausdachte. Wie auch immer, er fuhr den Truck, und ihrer aller Schicksal lag in seiner Hand.

»Heads up!«, rief er, als der Pick-up quer über die Straße abbog und in den Wald eintauchte. Saskia und Amelia saßen mit Rufus im Führerhaus, Alastair und Fenna auf der offenen Ladefläche. Alastair hob buchstäblich den Kopf, zog ihn aber hastig wieder ein, denn der Truck rauschte jetzt durch so dichtes Blattwerk, dass es unmöglich war, weiter als ein paar Meter in irgendeine Richtung zu sehen. Offenbar bedeutete die Wendung »Heads up« in Wirklichkeit genau das Gegenteil. Zweige wippten und brachen, und Rufus wich jedes Mal aus, wenn vor ihm ein Baum auftauchte, der ihm zu dick erschien, um ihn mit der Frontstoßstange zu Boden zu schmettern. Das geschah allerdings gar nicht so häufig, wie

man hätte erwarten können. Das hier war eine andere Art von Wald, als Saskia sie gewohnt war. Sie hatte mitten in Den Haag in einem Gebäude namens Huis ten Bosch, was wörtlich »Haus im Wald« bedeutete, ihre Kindheit verbracht und lebte immer noch dort. Der Wald war der klassische, uralte europäische Märchenwald mit relativ spärlichem Unterholz. Das Zeug, durch das sie in Rufus' Truck fahren, war *nur* Unterholz. Saskia hatte nicht einen einzigen Baum gesehen, der dicker als ihr Handgelenk gewesen wäre. Als sie die grüne Wand durch die Windschutzscheibe hatte auf sich zu-rasen sehen, hatte sie sich auf einen Aufprall gefasst gemacht, so solide sah die Wand aus. Das meiste davon verschwand jedoch wie reifes Getreide unter der Stoßstange.

Einmal überraschten sie ein Wildschwein. Es rannte vor ihnen davon, und Rufus scherte seitlich aus, um es zu verfolgen. Einen Moment lang befürchtete Saskia, dass der Mann vielleicht tatsächlich kein anderes Ziel im Leben hatte, als Schweine zu töten, und demzufolge jetzt darauf aus war, dieses hier zu überfahren. Doch in Momenten, in denen das Durchtreten des Gaspedals das Leben des Schweins beendet hätte, bremste er immer wieder, und Saskia begriff, dass er dem Schwein *folgte*. Es als Guide durch die Wildnis benutzte. Denn so dicht diese Wälder durch die Windschutzscheibe eines schlingernden Trucks auch erscheinen mochten, mit den Augen eines um sein Leben rennenden Wildschweins betrachtet, war er anscheinend so durchlässig und die Orientierung darin so einfach wie auf dem holländischen Intercity-Schienennetz.

Jedenfalls funktionierte das insofern, als sie eine Minute später an einem Ende des langen geraden Erddamms, den

sie unmittelbar vor dem Absturz erspäht hatte, aus dem Wald hervorbrachen. Nach rechts versperrte er ihnen die Sicht, aber dort musste der See sein. Vor ihnen lag eine offene, grasbewachsene, auf unnatürliche Weise regelmäßige Böschung, die schräg zu einem Bach abfiel, der (wie sie sehen konnte, als mehr davon in ihr Blickfeld kam) von dem Überlauf gespeist wurde: einem Bauwerk aus Beton und Stahl mit einer Reihe darin eingelassener Tore, das in einer Entfernung von zweihundert Metern in den Damm aus Erde und Gras eingefügt war. Auf einen Blick konnte Saskia, wie wohl jeder holländische Mensch, sehen, wie das alles funktionierte. Auch wenn grünes Zeug darauf wuchs und Vögel (Waren das etwa Aasgeier!? Wie im Westen!?) darüber kreisten – dieses natürliche Material war, ähnlich der Farbe an einem Haus, nur eine Abdeckung, die man an einer de facto vollkommen unnatürlichen, künstlich hergestellten Struktur haften ließ. Aus kleinen quadratischen Betoninseln ragten Einstiegsschächte und Standrohre auf: die sichtbaren Elemente einer gewaltigen, verborgenen Infrastruktur. Jede Fläche, die ihr ins Auge fiel, war konzipiert von irgendeinem texanischen Ingenieur, der dafür bezahlt wurde, dass er jeden Tag seiner Karriere nichts anderes tat, als darüber nachzudenken, was das Wasser tat.

Letztlich suchte es natürlich das Meer. Dieser Bach durfte nur deshalb weiterexistieren, weil er überschüssigem Wasser Platz bot, ohne dass der Flughafen oder die Siedlungen überschwemmt wurden. Im Moment waren die Tore des Überlaufs rechts von ihnen alle weit offen und es ergoss sich Wasser aus ihnen, als käme es unter Druck aus Feuerwehrschräuchen. Der Bach lief rasch, und es bestand durchaus die Gefahr, dass

er über seine Ufer trat. Doch wenn er es getan hätte, hätte er ein Gebiet überflutet, das die Ingenieure sorgfältig mit Dämmen und Deichen abgegrenzt und so von dem etwas höher gelegenen Plateau des Flughafens isoliert hatten. Und genau aus diesem Grund hatte niemand auf dem Flughafen – weder die Besatzung der Einsatzfahrzeuge, die auf der anderen Rollbahn warteten, noch das Bodenpersonal oder die Leute, die sich rund um die Unglücksstelle mit ihren Messern über Wildschweine und Alligator hermachten – Sichtverbindung mit ihnen. Das Einzige, was Saskia über den oberen Rand der Schutzböschung des Flughafens hinausragen sah, war der oberste Teil des Kontrollturms, doch auch der verschwand bald darauf aus ihrem Blickfeld, und sie waren auf unheimliche Weise allein. Unterhalb des Überlaufkomplexes gab es einen Belegschaftsparkplatz, auf dem jedoch keine Fahrzeuge standen. Die Angestellten des Stauwehrbetreibers wussten nur zu gut, was passieren konnte, wenn sie ihre Autos auf einer Überschwemmungsfläche parkten.

Ganz in der Nähe verschwand der Bach im Wald. Am Rand dieses Waldes war ein Boot auf ehemals trockenen Boden gezogen und an einem Baum vertäut worden. Saskia erkannte es als Festrumpfschlauchboot. Sein Heck, an dem ein großer Außenbordmotor und auf einer Seite ein Hilfsmotor angebracht waren, lag im Wasser und tanzte in der Strömung. Rufus fuhr den Pick-up bis auf etwa zehn Meter an das Boot heran – noch näher, und er wäre im durchweichten Boden eingesunken –, und dann bildeten sie eine Reihe zwischen Boot und Fahrzeug, um das Gepäck umzuladen: Alastair reichte Taschen von der Ladefläche aus zu Fenna hinunter, von der sie weiter an Amelia, Saskia und schließlich Rufus

gingen, der die Entscheidung darüber traf, wo jedes Gepäckstück im Boot verstaut wurde. Viel Platz stand nicht zur Verfügung, aber es gab auch nicht viel Gepäck. Zwei von den blauen Earthsuit-Taschen kamen mit; zwei weitere schloss Rufus im Führerhaus des Trucks ein und parkte ihn an einer erhöhten Stelle. Dann rannte er wieder hinunter, sprang ins Boot und warf den Außenbordmotor an. Saskia band die Fangleine von dem Baum los und kletterte gerade über den Bug hinein, als die Strömung des Flusses das Boot erfasste. Amelia und Alastair packten sie an den Armen und sorgten dafür, dass sie bäuchlings in der Mitte landete, ehe sie sich aufrichteten und eine eher königliche Haltung am Bug einnehmen durfte. »Galionsfigur« war ein leicht abwertender Begriff, der manchmal auf die moderne Monarchie angewandt wurde; sie war jetzt eine.

Sie kamen auf dem Bosque hervorragend voran. Er war kein reißender Fluss, aber er führte Hochwasser, und selbst wenn Rufus den Außenbordmotor nicht hätte auf Hochtouren laufen lassen, hätten sie sich zügig vorwärtsbewegt. Der Fluss war so schmal, dass der sich von beiden Seiten über ihn wölbende Wald beinah einen Tunnel bildete. Wenn man direkt nach oben blickte, konnte man den von Zweigen schraffierten Himmel sehen, und wenn man den Blick dann senkte, wurden Teile von Häusern sichtbar, die oben an den Ufern erbaut worden waren. Diese Ufer wurden immer höher, steiler und steiniger, bis das Boot schließlich am Grund einer Schlucht dahinsauerte: eine Überraschung für Saskia, die die Landschaft kurz vor der Bruchlandung des Jets als flach eingeschätzt hatte. Dann beschrieb der Fluss plötzlich eine scharfe Rechtskurve und mündete in ein weitaus brei-

teres und ruhigeres Gewässer. Saskia wechselte einen Blick mit Rufus, der nickte und damit bestätigte, dass sie sich jetzt in den Armen Gottes befanden.

Saskia und ihr Mitarbeiterstab nutzten eine sichere Messenger App für jegliche Kommunikation. Manchmal riefen sie sie auf oldschool Smartphones auf. Dann wieder schickten sie die Daten auf Brillen. Saskia hatte ihre Sonnenbrille und ihr Handy bei der Bruchlandung verloren, aber Alastair war immer noch online – jedenfalls konnte sie das an den Bewegungen seiner Augen erkennen, die auf hier nicht physisch existierende Details eine Armlänge von ihm entfernt gerichtet waren.

»Irgendwas Neues von den anderen?«, fragte Saskia ihn.

Er nickte. »Willem hat Updates geschickt. Die Frau in dem Alligator-Truck ...«

»Mary«, klärte Rufus ihn auf.

»Mary hat Lennert und Johan in eine Notaufnahme gefahren. Baylor Medical Center. Anscheinend nicht weit vom Flughafen entfernt. Lennert haben sie umgehend in den OP gebracht. Ihm Bluttransfusionen gegeben. Johan ist im Wartezimmer. Willem kümmert sich um die Details.«

Alastair war ein Schotte der ultratrockenen, untertreibenden Art, und so konnte man davon ausgehen, dass zu »Details« vieles gehörte, das sich nicht nur auf die medizinischen Einzelheiten bezog, sondern auch darauf, wie man in Fünfhundert-Euro-Scheinen für medizinische Leistungen an Patienten bezahlte, die soeben auf mysteriöse Weise, zwar nicht ganz illegal, aber doch ohne die Zollformalitäten zu durchlaufen, ins Land gekommen waren. Willems eigentliche Aufgabe bestand jedoch darin, dafür zu sorgen, dass Saskia sich

mit dergleichen nicht befassen musste. Fenna dagegen hatte dafür zu sorgen, dass Saskia sich keine Gedanken über ihr Aussehen zu machen brauchte. Durch die Bruchlandung war die Stylistin vollkommen aus dem Gleichgewicht geraten, aber die wilde Fahrt durch den Wald hatte ihr gefallen, und der Aufenthalt auf dem Boot hatte sie beruhigt und sie innerlich wieder auf ihre Arbeit fokussiert. Gerade hatte sie Saskia gemustert. Sie zog den Reißverschluss einer der Earthsuit-Taschen ein Stück auf. Ohne sie ganz zu öffnen – dafür war gar kein Platz –, fuhr sie mit der Hand hinein und zog das Erste, was sie fand, heraus, nämlich die unterste Schicht, ein weißes langärmeliges Top aus Elasthan mit integrierter Kapuze. Es war dazu gedacht, unter dem sperrigeren Anzug getragen zu werden, der das Schlauchsystem enthielt. Es reduzierte die Gefahr des Wundscheuerns und konnte separat gewaschen werden. Ohne den Anzug getragen, schützte es vor Sonnenbrand und kühlte den Körper, falls man die Möglichkeit hatte, es feucht zu halten, ohne dass man den kompletten Earthsuit-Apparat brauchte. »Ziehen Sie das an«, sagte Fenna, »schnell, bevor wir aus diesem Park herauskommen.« So sprach sie mit Saskia, wenn sie ihre Arbeit machte. Das war wirkungsvoller als: »Wenn es beliebt, Eure Majestät, ich empfehle das weiße Elasthan-Top.«

Das Detail mit dem Park ergab für Saskia keinen Sinn, bis sie sich umsah und begriff, dass sie zumindest für die nächsten paar Augenblicke eine nahezu vollkommene Privatsphäre genossen, denn sie befanden sich in einer Art Naturschutzgebiet rund um den Zusammenfluss von zwei Flüssen. Saskia knöpfte die Baumwollbluse auf, die sie an diesem Morgen in Huis ten Bosch angezogen hatte, und schälte sich

heraus, wobei sie kurz einen BH und viel Haut zeigte, bis sie sich das Elasthan-Sonnenshirt über den Körper herunterziehen konnte. Während sie sich den seidigen Stoff an den Armen hochzupfte, packte Fenna die Kapuze von hinten und zog sie nach vorne über Saskias Kopf. Sie reichte ihr bis unmittelbar über die Augenbrauen. Irgendein loses Stoffteil kitzelte Saskia am Kinn. Das war eine Art Maske, die über Kinn, Mund und sogar die Nase hochgezogen werden konnte und nur noch einen Augenschlitz frei ließ. »Hat jemand eine Sonnenbrille?«, fragte Fenna. Rufus und Alastair zuliebe sprachen sie Englisch.

Amelia zauberte eine normale (nicht elektronisch ausgestattete) Sonnenbrille in altmodischem Militärlook aus ihrer Tasche hervor. Fenna klappte sie auf und schob sie Saskia auf die Nase, wobei sie die Bügelenden vorsichtig in die enge Lücke zwischen ihren Schläfen und der Elasthan-Kapuze einführte. Den Ausdruck auf Fennas Gesicht kannte Saskia gut: Die Stylistin war nicht gerade begeistert von dem, was sie da sah, aber sie hatte ihr Bestes gegeben, und das musste genügen.

»Sie wollen nicht auf irgendeinem Zufallsfoto erkannt werden«, mutmaßte Rufus.

»Am besten nicht«, sagte Saskia. »Bis alles geregelt ist.«

»Und der Rest Ihrer Truppe?«

»Fenna reist immer mit mir«, betonte Saskia, und jetzt war es an ihrer Stylistin, sich mithilfe des Tops aus dem anderen Earthsuit einer ähnlichen Verwandlung zu unterziehen. Fenna war BH-los, drahtig und stark tätowiert, sodass etwaige Spanner, die aus dem Unterholz entlang des Ufers herüberblickten, mehr gesehen hätten, allerdings nicht lang.

Zwanzig Jahre zuvor hätten diese Kleidungsstücke, was ihre Unauffälligkeit betraf, mehr geschadet als genutzt. Doch inzwischen war das Gegenteil der Fall. Jeder, der sich bei dieser Hitze im Freien aufhielt, brauchte dafür eine Überlebensstrategie. Rufus sah aus, als machte er das nicht zum ersten Mal; er trug einen breitkrempigen Hut. Amelia und Alastair dagegen waren für diese Bedingungen vollkommen falsch gekleidet.

Jetzt kam etwas in ihr Blickfeld, was offenbar die Innenstadt von Waco war: eine klassische Hängebrücke, das Hilton, wo Willem zwei Stunden zuvor Zimmer für sie reserviert hatte, und ein paar Gewerbebauten, die nur wenige Stockwerke hoch waren. Höhere Gebäude tauchten in einiger Entfernung auf. Das auffälligste von ihnen war ein gewaltiges Stadion.

»Baylor University«, sagte Alastair, sich anhand einer Karte orientierend, die er in seiner Brille sehen konnte.

»Wo Lennert und Johan jetzt sind?«

»Anderer Komplex, anderer Stadtteil.« Alastair setzte die Brille ab, klappte sie zusammen, verstaute sie in einem Etui, das er in die Tasche steckte, entschuldigte sich und erbrach sich über eine Seite des Boots hinweg. »Die Hitze bekommt mir nicht«, erklärte er mit bebendem Kinn.

Rufus drosselte den Motor. »Springen Sie in den Fluss, und kühlen Sie sich ab«, sagte er, irgendwo zwischen Anregung und Befehl. »Ich werd schon auf Sie aufpassen. Sie sind der Kanarienvogel.«

Saskia warf Rufus einen neugierigen Blick zu, den er bemerkte. »Wenn Sie bei der Army sind«, sagte er, »und irgendwo, wo's kalt ist, einen Zug anführen, dann gucken

Sie sich einen dünnen Burschen aus dem Süden aus, einen Schwarzen vielleicht, und wenn der friert, machen Sie für eine Weile Rast und wärmen sich auf. In einer heißen Gegend suchen Sie sich einen wie *ihn* aus – was für ein Akzent ist das, Sir?»

»Schottisch«, sagte Alastair und spuckte Galle in den Fluss.

»Heiß ist es da, wo Sie herkommen, nicht.«

Alastair schüttelte den Kopf.

»Sie sind der Kanarienvogel. Sie fangen an zu reihern, und wir suchen nach Möglichkeiten zum Abkühlen.« Rufus nickte Saskia und Fenna zu. »Sie beide spritzen sich Flusswasser auf diese Hemden. Wird eine Zeit lang helfen.« Er nickte Alastair zu. »Und Sie schwimmen eine Runde, Sir.« Er musterte Amelia. »Woher kommen Sie, Ma'am?«

»Surinam. Da ist es heiß.«

Rufus hatte Amelias Gesicht betrachtet, vielleicht in der Absicht, ein ethnisches Profil zusammenzustellen, vielleicht hatte er aber auch die gebrochene Nase und das leicht verdickte Ohr auf einer Seite bemerkt. Sein Blick wanderte abwärts. Saskia biss die Zähne zusammen, denn sie dachte, jetzt würde er Amelias Brüste begutachten. Doch er musterte ihre Deltamuskeln.

»Ringerin?«

Amelia nickte leicht. »Judoka.«

»Brasilianisch?«

»Olympisch.«

»Militär?«

Amelia nickte. Das schien Rufus zu genügen. »Passen Sie auf sich auf, Ma'am. Wir unterhalten uns später.«

Praktischerweise trug Alastair Boxershorts. Rufus zog ihn

schließlich an einer am Bootsheck befestigten Leine lässig an dem riesigen Football-Stadion vorbei.

Aus dem Augenwinkel bekam Saskia jetzt mit, dass Rufus ihr einen Blick zuwarf, der besagte: *Wie soll's denn nun weitergehen, Eure Majestät?* Er erschien ihr nicht ungeduldig oder widerspenstig, nur neugierig und ... *verfügbar*. Es war seit der Bruchlandung das erste Mal, dass sie nicht bloß auf Ereignisse reagierte.

»Alles in allem ist die Lage doch gar nicht so schlimm, oder?«, sagte sie auf Holländisch, also nur zu Amelia und Fenna.

Beide lachten ihr ins Gesicht. Saskia ging auf, wie komisch ihre Äußerung wirken musste, und sie sah sich zu einer geduldigen Erklärung genötigt. »Niemand ist gestorben. Niemand hat uns erkannt. Lennert und Johan erhalten die bestmögliche Behandlung. Wir sind auf diesem Boot mit diesem Mann, der einen hilfsbereiten Eindruck macht.«

Amelia dachte noch einmal nach und zuckte die Schultern. »Da Lennert weg ist, bin ich nun für Ihre Sicherheit verantwortlich. Damit haben wir nicht gerechnet. Momentan ist das hier nicht gefährlicher als irgendein anderer beliebiger Ort in Amerika. Eigentlich sollten wir aber nicht an irgendeinem beliebigen Ort in den USA, sondern in T.R. McHooligans Gästehaus in Houston sein.«

»Sie sollten sich angewöhnen, ihn Dr. Schmidt zu nennen«, machte Saskia klar.

»Ja, *mevrouw*.«

»Wäre das denn wirklich sicherer?«, fragte Saskia. »Houston wird demnächst von einem Hurrikan erfasst, und dann gibt es Hochwasser.«

Darüber dachte Amelia nach und schaute auf das Display ihrer Armbanduhr, das eine kleine Wetterkarte zeigte.

»Was haben Sie denn vor?«, fragte Rufus.

»Wir sind in Houston mit jemandem verabredet.«

»Dann werden Sie noch zwei oder drei Tage totschlagen müssen. Der Hurrikan ist im Anmarsch. Da kann ich jetzt nicht reinfahren.«

»Was schlagen Sie denn vor? Wo wäre ein guter Ort, um zwei oder drei Tage ›totszuschlagen‹?«

»Beau Boskeys Pontonboot wäre nicht der übelste.«

Natürlich würde ein Mann wie Rufus so etwas vorschlagen, war es doch das, wozu er Zugang hatte und was er gewöhnt war. Doch so sehr sich Saskia und Amelia auch bemühten, sie fanden keinen Grund, warum das ein schlechter Gedanke sein sollte.

Vor allem mussten sie schlafen. Das war eine biologische Realität. Sie konnten flussaufwärts zurückfahren, an der Hängebrücke anlegen, über die Straße laufen und im Hilton einchecken. Aber Willem war mit den Papieren und dem Bargeld am anderen Ende der Stadt im Krankenhaus. Es gab eine Menge Einzelheiten in Bezug auf Pässe, Bezahlung und so weiter, die sich angesichts ihrer soeben erfolgten illegalen Einreise schwierig gestalten würden. Und dann die Überwachungskameras. Nicht, dass die Geheimpolizei grundsätzlich die Lobby des Waco Hilton auf der Suche nach herumirrenden Mitgliedern europäischer Königshäuser observierte. Man wusste jedoch nie, wie die Kameras vernetzt waren und welche Menschen oder KIs rechtmäßig oder unrechtmäßig Zugang zu deren Videomaterial hatten. Und wie die Dinge

lagen, war Saskia ziemlich sicher, dass es, wenn sie erst einmal einen weiteren Kilometer auf dem Brazos hinter sich gebracht hatten, nicht viele Kameras geben würde.

Sie waren illegal ins Land eingereist, ja. Aber daran konnten sie jetzt auch nichts ändern. Dies alles in ein paar Tagen in Houston – einer großen internationalen Metropole – in Ordnung zu bringen, wäre sicher genauso gut, wenn nicht besser, als nach Waco zurückzufahren und zu versuchen, die zuständigen Beamten ausfindig zu machen – vorausgesetzt, es gab in Waco überhaupt welche –, damit diese ihre Pässe abstempelten.

Je länger sie über das alles nachdachten, desto weiter gelangten sie flussabwärts. Das Stadion und die großen Bauten auf dem Baylor Campus entfernten sich allmählich, und sie fanden sich in offenem Gelände wieder. Nachrichten von Willem deuteten darauf hin, dass er alles im Griff hatte, nicht nur an der medizinischen Front, sondern auch in Sachen Verbindung zum Mitarbeiterstab zu Hause. Vergangene Woche hatten sie eine Legende vorbereitet, die erklären sollte, warum Saskia in dieser Woche öffentlich nicht Erscheinung trat, und die war noch genau so überzeugend wie vor dem Zusammenstoß des Jets mit den Schweinen.

Rufus seinerseits sprach mit seinen Freunden. Sie hatten seinen Pick-up-Truck dort abgeholt, wo er ihn stehen gelassen hatte, und waren jetzt wohl dabei, »mobilzumachen«, was sich so anhörte, als bugsierten sie »Beaus Ponton« auf einen Anhänger und lösten andere logistische Probleme dieser Art. Nach Einbruch der Dunkelheit könnten sie sich alle flussabwärts an einer »Einsetzstelle« treffen. Dann würden einige Entscheidungen zu fällen sein. Zuallererst: Wo könn-

ten sie schlafen? Denn allmählich konnte Saskia an nichts anderes mehr denken.

Sie schickte eine sichere Nachricht an T.R.:

> Wir wurden in der Umgebung von Waco aufgehalten.

Er antwortete:

> Willem hat mich informiert.

> Bleiben Sie in Houston oder fahren Sie zur Anlage?

> Sitzen den Sturm hier aus. Das ganze Programm wurde verschoben.

> Wir werden das Event also nicht versäumen, wenn wir hier noch warten?

> Exakt. Passen Sie auf sich auf, nach dem Hurrikan werden wir das Kind schon schaukeln.

> Danke, T.R.

> Gute Reise, E.M.

Sie aßen, und dann schliefen sie an der von Rufus so genannten Einsatzstelle, sprich einer von einem Feldweg aus zugänglichen Bootsrampe. Das Ausmaß der von den Boskeys an den Tag gelegten persönlichen Herzlichkeit und Gastfreundschaft war geradezu überwältigend. Die schiere Menge an Essen, die sie kurzfristig hatten herbeischaffen können, machte einen fast schon slapstickhaft grotesken Eindruck auf die holländischen Gäste. Saskias einzige Sorge ahnend, versicherte Mary ihr, dass das, was da auf dem Grill brutzelte, keinesfalls von Wildschweinen und Alligatoren stammendes »Sumpf-Fleisch«, sondern in einem örtlichen Supermarkt gekauftes war, »mit Haltbarkeitsdatum und allem«. Darüber hinaus waren die Boskeys imstande, kurzfristig einen ganzen Uferstreifen mit Partyzelten und anderen

Behelfskonstruktionen zu bestücken, die sie aus ihren Trucks und Wohnwagen hervorzauberten. Die meisten davon waren weder abhörsicher noch klimatisiert. Als es Zeit zum Schlafen gehen war, packten sie so viele Leute wie möglich in die Wohnwagen und ließen deren Klimaanlage über mobile Stromgeneratoren laufen. Rufus und Beau schliefen bei abgelenkter Rückenlehne im Führerhaus ihrer Trucks.

Saskia schlief fast augenblicklich ein. Sie und Amelia teilten sich das große Bett im hinteren Teil von Rufus' Wohnwagen. Um drei Uhr morgens wurde sie wach und wusste sofort, dass überhaupt nicht daran zu denken war, wieder einzuschlafen. Es war eine Mischung aus Jetlag und lebhaften visuellen Erinnerungen an das, was in Waco passiert war. Sie stand auf, benutzte die sehr kleine, aber saubere Toilette in der Mitte des Wohnwagens und stieg dann über Fenna, die im Wohn-Ess-Bereich schlief. Alastair war verschwunden. Sie ging zur Seitentür hinaus, die sie leise hinter sich schloss, und trat auf den sandigen Boden. Naiverweise hatte sie erwartet, dass es zu dieser nächtlichen Zeit kühler wäre, aber das war es nicht. Außerdem hatte sie sich auf Ruhe eingestellt, aber neben dem Dröhnen der Generatoren machten in dem Gestrüpp, das überall außer an diesem Uferstreifen bis an den Fluss heranreichte, irgendwelche offenbar zahlreich vorhandene Lebewesen einen pulsierenden Lärm. Irgendwelche Insekten, vermutete sie. Insekten schienen hier eine gute Standarderklärung für so gut wie alles zu sein, was eine Erklärung erfordern könnte.

Dicke orangefarbene und gelbe Verlängerungskabel liefen über den Sand, sodass Saskia beim Gehen aufpassen musste. Eins davon führte über die Heckklappe des Boskey-Trucks

zu dessen Führerhausdach, wo es mit einer rucksackgroßen, summenden und mit leuchtenden Statusanzeigen versehenen Einheit verbunden war. Saskia ging zu dem Truck und warf einen Blick auf die Ladefläche. Dort lag Alastair in tiefem Schlaf. Nur das Oval seines Gesichts war zu sehen, und das hatte er mit einem Moskitonetz bedeckt. Alles andere steckte in einem unförmigen und doch eng anliegenden Kleidungsstück: dehnbare Stoff, durchschossen mit kleinen Röhren. Diese trafen an einer nabelförmigen Verbindung an seiner linken Hüfte zusammen, von wo aus ein dickerer Schlauch sich zu dem schnurrenden Rucksack hinaufwand. Alastair hatte ihn oben auf das Führerhaus gehievt, damit er heiße Abluft in die geringfügig weniger heiße Atmosphäre blies. Offensichtlich war es ihm unmöglich gewesen, in der Beengtheit des Wohnwagens zu schlafen, und so war er irgendwann in der Nacht aufgestanden, hatte sich hinausgestohlen und den Earthsuit hervorgeholt. Der funktionierte zwar mit seinem eingebauten Akkusatz, aber wenn man sich für einige Zeit an einem Ort aufhielt, war es sinnvoll, ihn, so wie Alastair es getan hatte, an den Strom anzuschließen. Saskia beneidete ihn um seinen kühlen, tiefen Schlaf. Es war jedoch vollkommen klar, dass sie selbst nicht mehr schlafen konnte, weshalb sie seinem Beispiel nicht folgte.

Da sich seit dem Moment, als sie hinausgetreten war, Ungeziefer in allen möglichen Größen von mikroskopisch klein bis zu mehreren Zentimetern Länge auf sie gestürzt hatte, ging sie nun direkt zu einem der Partyzelte, dessen Wände aus Moskitonetz bestanden. Sie hatte alle für eine Reise nach Texas empfohlenen Impfungen bekommen – gegen Denguefieber, Zika, die neueste und verbreitetste COVID-Variante,

das neue Malariavakzin –, aber von Insekten aufgefressen zu werden, war kein Vergnügen, auch wenn man gegen die Krankheiten, die sie einem zu verpassen versuchten, immun war. Sie zog den Reißverschluss des Netzes hinter sich zu und setzte sich auf einen Campingklappstuhl. Ein aufgerissener Pack Plastikwasserflaschen lag schief auf dem Boden, so als wäre er aus einem Hubschrauber abgeworfen worden. Sie nestelte eine Flasche heraus, machte sie auf und trank sie in einem langen Zug fast leer. Sie war noch nicht dehydriert, würde es aber bald sein. In der Ferne hörte sie einen Gewehrschuss. Irgendwie konnte sie gar nicht glauben, dass hier Menschen lebten. Konnte man sich etwas weniger Nachhaltiges vorstellen? Sie trank Wasser aus einer auf Erdölbasis hergestellten Flasche. Um drei Uhr morgens war es immer noch so heiß, dass Menschen nicht schlafen konnten, es sei denn, sie ließen Klimaanlage über Generatoren laufen, die weiteren fossilen Brennstoff verbrauchten. Die Generatoren wie auch die Klimaanlage heizten die Luft zusätzlich auf. Beim Abendessen hatte Rufus – auf unspektakuläre, emotionslose, fast akademische Weise – die Geschichte von den Feuerameisen und den Relais in den Klimaanlage erzählt. In weitaus überschwänglicherem Ton äußerte sich Beau während des Desserts über Methgeneratoren.

Das alles ließ Texas ungefähr so gastlich erscheinen wie die Oberfläche der Venus. Doch Saskia war sich bewusst, dass sie und ihr Volk, seit sie denken konnte, in einem nicht nachhaltig wirtschaftenden Land gelebt hatten. Wenn die Pumpen, die das Wasser der Nordsee zurückhielten, abgeschaltet würden, wäre das Land innerhalb von drei Tagen überflutet. Sie konnten sich nirgendwohin zurückziehen.

Wenn überhaupt, war Texas zukunftsfähiger als die Niederlande. Es lag zum größten Teil über dem Meeresspiegel, gewann sein eigenes Öl, und wenn das zu Ende ging, hatten die Texaner so viel Wind- und Sonnenenergie, wie sie ernten wollten.

Nur den Ozean konnten sie nicht zurückhalten. Wenn es so weit käme, könnten die Holländer ihnen ein paar Tipps geben.

Apropos: In den Niederlanden war Mittag, und so setzte sie eine Brille auf und meldete sich an. Als Erstes stellte sie fest, dass es keine Schlagzeilen darüber gab, dass die Königin in Waco einen Jet zum Absturz gebracht hatte. In den Lokalnachrichten von Waco fand der Absturz natürlich Erwähnung, aber es verlautete nichts darüber, wer an Bord gewesen war. Willem hatte den Jet von einem britischen Leasing-service gechartert, der für seine Diskretion bekannt war. Die Art von Leuten, die gewöhnlich in diesen Dingen durch die Gegend flogen, mochten es im Allgemeinen nicht, wenn ihre Identität und wohin sie sich gerade begaben, jedem Flugzeugbeobachter im Internet preisgegeben wurde. Und so verstand es sich von selbst, dass es etliche Schichten von Verschleierungsmaßnahmen gab.

Als das geklärt war, entspannte sich Saskia ein wenig, indem sie sich holländische Nachrichten und Fußballergebnisse anschaute, dann schickte sie einen kurzen, liebevollen Text an Lotte, ihre sechzehnjährige Tochter, bei der man sich darauf verlassen konnte, dass sie ihn ignorieren würde. Nicht, dass sie ein schrecklicher Mensch oder dass die Beziehung zu ihrer Mutter schlecht war. Sie war einfach sechzehn und lebte praktisch auf einem anderen Planeten.

Doch eine Minute später kam ein Smiley zurück, ein kleines warmes rundes Leuchtfeuer, das da wie ein Eigelb in der texanischen Nacht hing, und es vermittelte Saskia ein warmes Gefühl, von dem sie so lange zehrte, bis sie eingedöst war.

Der korrekte Name der Prinzessin lautete Charlotte Emma Sophia. In einer Familie, in der Leute so ausufernde Eigennamen hatten, waren Rufnamen ein Muss. Lotte war die Kurzform ihres ersten Vornamens.

So einfach war es für Frederika Mathilde Louisa Saskia nie gewesen. »Freddie« kam nicht infrage. »Rika« verabscheute sie. »Mathilde« hätte »Mattie« oder »Tillie« ergeben können, beides auch nicht viel besser. Eine Zeit lang hatte sie auf »Lou« gehört, und einige ihrer älteren Verwandten nannten sie immer noch so.

Die Hinzufügung von »Saskia« zur Reihe ihrer Namen war zum Zeitpunkt ihrer Taufe kontrovers, ja schockiert aufgenommen worden. Es war kein richtiger königlicher Name. Er hatte eine durchaus ehrwürdige Geschichte – Rembrandts Frau war eine Saskia gewesen –, aber inzwischen galt er als gewöhnlich. Der Name einer Bauersfrau. Im Familienstammbaum des Königshauses war Saskia noch nicht vorgekommen; der Name war zu Ehren einer Lieblingstante hinzugefügt worden, einer Bürgerlichen, die in die Familie eingehiratet hatte. So war er gewissermaßen durch die Hintertür hereingekommen. Durch den Dienstboteneingang.

Menschen, die sich tatsächlich Gedanken über den vierten Namen der Königin machten, waren unterschiedlicher Auffassung darüber. Die größten Snobs unter ihnen empfanden

ihn als peinlich. Auf gravierten Einladungen oder in Begrüßungsreden wurde »Saskia« von Zeit zu Zeit demonstrativ weggelassen. Darauf konnte sie durchaus verletzt und mit Groll reagieren. Sie hatte ihre Tante Saskia nämlich wirklich geliebt.

Weniger eingebildeten Menschen dagegen gefiel der vierte Name der Königin recht gut, weil er einen Draht zum einfachen Volk signalisierte. Gelegentlich wurde die Königin in einem Tweet oder einer Boulevardschlagzeile mit derselben Ironie, mit der man Queen Elizabeth Bess nennen könnte, Saskia genannt. Für Snobs war das vielleicht eine raffinierte Möglichkeit anzudeuten, dass sie nicht königlich genug war. Aber gewöhnliche Holländer – zumindest solche, die der Monarchie grundsätzlich positiv gegenüberstanden – taten es eher, um anzudeuten, dass die Königin letzten Endes tatsächlich norMAL war. Die Hasser nannten sie natürlich Königin Fred.

Innerhalb eines kleinen inneren Kreises war Saskia zu ihrem meistbenutzten Rufnamen geworden. In dem Moment, als Amelia in Waco gefragt hatte: »Wie soll ich Sie nennen?«, war Frederika Mathilde Louisa Saskia, ohne nachzudenken, mit »Saskia« herausgeplatzt. Und Amelia hatte aus einer ganzen Reihe von Gründen die Stirn gerunzelt. Zuerst deswegen, weil sie es bis zu diesem Augenblick niemals gewagt hätte, die Königin mit diesem Namen anzusprechen. Dessen Gebrauch war vielleicht einem halben Dutzend enger Freunde und Freundinnen und jüngeren Familienmitgliedern vorbehalten. Und selbst die empfanden das als etwas ungezogen. Aber Befehl war Befehl. So hatten sich Amelia und die anderen gezwungen, diesen Namen zu

verwenden, abgesehen von eher seltenen Ausrutschern in Form von *mevrouw* oder sogar *Uwe Majesteit*. Doch die Bedeutung dieser Wörter kannte hier niemand.

Rufus kannte sie natürlich nur als Saskia und hatte sie so auch allen Boskeys vorgestellt. Es war ein Codename; gleichzeitig hatte sie in mehrfacher Hinsicht das Gefühl, dass es ihr wahrer Name war, und sie genoss es sehr, so genannt zu werden.

Saskia erwachte heiß und verschwitzt zu den Geräuschen und dem Duft der nächsten Essenzubereitungsrunde. Das Wetter war schön (wenn auch schwül), aber der Hurrikan war über Nacht auf die Golfküste getroffen, gerade so weit südlich von Houston, dass er nicht als direkter Treffer in die Aufzeichnungen eingehen würde. Regen und Sturmflut waren dennoch gewaltig gewesen.

Ausläufer des Hurrikans hatten den Teil von Louisiana erwischt, wo die Boskeys lebten. Den Nachrichten zufolge, die aus ihrem Netzwerk eintrafen, hatte es einige Überschwemmungen gegeben. Doch die Boskeys hatten Fotos von ihren Häusern gezeigt, die auf sechs Meter hohen Stelzen errichtet waren. Solange diese Stelzen nicht von vorbeischwimmenden Autos, Bäumen oder Häusern, die *nicht* auf Stelzen gesetzt worden waren, umgestoßen wurden, würde ihnen nichts passieren.

An der Peripherie von Houston gab es offenbar Stellen, wo die großen Ein- und Ausfallstraßen der Metropole mit Wechsellspuren ausgestattet waren, die auf Knopfdruck in einen speziellen Evakuierungsmodus geschaltet werden konnten. Ein Freeway, der normalerweise zum Beispiel fünf Spuren

stadteinwärts und fünf stadtauswärts hatte, wurde plötzlich zu einem zehnspurigen Einbahnstraßenmonstrum, einem mächtigen Verkehrsstrom, der sich ins höher gelegene und trockenere Hinterland wälzte. Nur dass sich bei Houston die korrekte Zahl eher auf vierzehn oder achtzehn Spuren belief. Jedenfalls war dieser Knopf gestern gedrückt worden. Und während Saskia und ihr Team sich mühten, das Essen so schnell zu verspeisen, wie Mary Boskey und ihr Schwiegersohn Reggie es zubereiteten, wurde ihnen auf dem Bildschirm von Rufus' Laptop Bildmaterial von einer Webcam präsentiert, das einen gewaltigen Verkehrsstau in offenem Gelände, etwa sechzig Kilometer westlich von Houston Zentrum, zeigte. Die Kamera wackelte leicht, vermutlich aufgrund heftiger Windböen. Zudem war das Bild durch Wellen von etwas, das wie atmosphärische Störungen wirkte, häufig verschwommen oder ganz verschwunden. Tatsächlich handelte es sich dabei um Regen, der mit solcher Wucht herunterkam, dass kurzfristig jegliches Licht erlosch. Wenn er nachließ, konnten sie eine ganze Galaxie von roten Rücklichtern sehen.

Dort, wo sie gerade waren, war es natürlich heiß und sonnig mit einem ganz leichten Lüftchen und nur ein paar Wolken, die sich im Süden aufzutürmen begannen und später wahrscheinlich Regen bringen würden.

»Für euch Holländer sieht das alles merkwürdig aus, oder?«, fragte Mary, eine kurze Pause während des Essens nutzend. Sie und die anderen Cajuns hatten herausgefunden, dass Saskias Team aus Niederländerinnen und Niederländern bestand, aber mehr als das hatte Rufus anscheinend nicht preisgegeben.

Saskia unterdrückte den Impuls, Mary wegen ihres nicht ganz exakten Gebrauchs des Begriffs »Holland« zu korrigieren. »Also, das überrascht euch jetzt vielleicht, aber in manchen Gegenden der Niederlande fahren Leute in Pick-ups herum und gehen in ...« Sie wollte schon »die Kirche« sagen, war sich aber nicht sicher, wie ihre Gastgeber reagieren würden, wenn sie die Religion ansprach, und endete daher mit: »... eine sehr traditionelle Art von Kirche, sehr konservativ.«

»Habt wohl auch einen Bibelgürtel, was?«, antwortete Mary mit einem Nicken.

»Allerdings.«

»Seid ihr alle bei Shell?«, fragte Reggie.

»Shale?« Saskia hatte Schwierigkeiten mit seiner Aussprache und nahm an, dass er das englische Wort für Ölschiefer meinte.

»Ich glaube, er meint Royal Dutch Shell«, warf Alastair leicht belustigt ein. »Vielleicht haben Sie davon gehört.«

Saskias Familie hatte Royal Dutch Shell mitgegründet – daher der Zusatz Royal –, und sie persönlich hielt einen bedeutenden Anteil an der Gesellschaft.

»Wenn man in Houston einen Holländer trifft, arbeitet der in der Regel da«, sagte Reggie augenzwinkernd.

»In gewisser Weise«, antwortete Saskia, »nehme ich an, könnte man sagen, ja, ich habe mit dieser Firma zu tun.«

Doch wie ihr schließlich klar wurde, versuchten die Boskeys gerade auf sehr höfliche und umständliche Weise, das Gespräch aufs Geschäft zu bringen. Nicht in dem Sinne, dass sie darauf aus gewesen wären, den gestrandeten Holländern das Geld aus der Tasche zu ziehen – nichts schien ihnen ferner zu liegen –, sondern dass sie herauszufinden versuch-

